

CAUX-

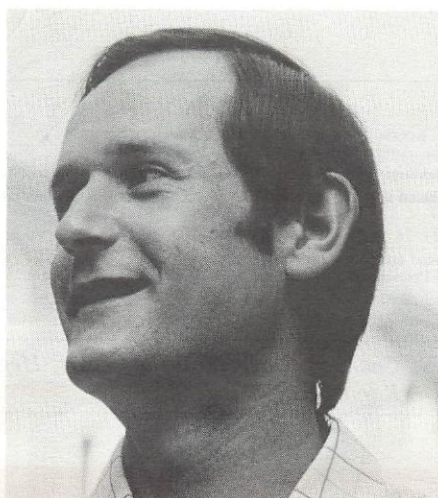
INFORMATIONSDIENST
DER
MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

NR. 8, 9, 10
AUG./SEPT./OKT. 1985
37. JAHRGANG

Information



Hoffnung in einer Welt der Spannungen



Ein Besucher aus Frankreich schreibt:

Viele Konferenzteilnehmer und Tagesbesucher sind angetan von der heutigen Atmosphäre im früheren Caux Palace. Worin besteht sie denn, diese besondere Stimmung? Hat die Höhenluft etwas damit zu tun? Gewiss ist sie ein belebendes Element, und sicher ist es wohltuend, sich einmal über die Verunreinigung der Luft und der Geister zu erheben. Man fühlt sich in Caux manchmal meilenweit entfernt vom Zynismus und den festgefahrenen Gewohnheiten in unseren Städten. Gehen wir noch weiter. Die Tatsache, dass Caux, ohne irgendwelche Gleichmacherei heraufzubeschwören, Menschen jeglicher Herkunft aus aller Herren Länder als Gleichberechtigte aufnimmt, zwingt zur Achtung vor dem Nächsten.

Man vergisst, dass der Tischnachbar zu jener Art Menschen gehören könnte, der wir unter gewöhnlichen Umständen vielleicht mit Furcht oder Gleichgültigkeit begegnen würden.

Über all diese Vorgänge hinaus ist die Atmosphäre von Caux auch irgendwie von Demut geprägt – wer hier hereinkommt mit seiner Selbstsicherheit und seinen vorgefassten Meinungen, fühlt sich rasch verunsichert. Das gilt natürlich nicht für alle. Hat man eine dicke Haut, kann man schon ein paar Tage hier leben, verschanzt in der Festung seines «guten Gewissens». In einem solchen Fall wird man aber überhaupt nichts von dem verstehen, was hier vor sich geht. Die Besinnung auf sich selbst jedoch und auf unsere Verantwortung für die Welt hat etwas Ansteckendes, auch für mich, und zudem hat die Menschheit eine solche Kettenreaktion nötig.

Wenn sich also jemand verschanzen will in seinem guten Recht und seiner Selbstgefälligkeit, dann sollte er die Schwelle des Mountain House keinesfalls überschreiten. Oder vielleicht erst recht? J. O.

Hoffnung in einer Welt der Spannungen Ein Tagungsbericht Caux, Schweiz 13. Juli bis 1. September 1985

Caux-Information

Redaktion: Schweiz: Dr. Konrad von Orelli, René Jacot, Marianne Spreng
Deutschland: Heinz Krieg, Annette Wiethüchter, Margrit Schmitt-Gehrke

Administration und Redaktion: Postfach 4419, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MRA Bücherdienst, St. Antoniusstrasse 6,
D-6532 Oberwesel-Urbar

Abonnement: Schweiz: Fr. 26.—, Deutschland: DM 30.—, übrige Länder: sFr. 30.—

Postscheckkonten: Schweiz: 60-2680, Caux Verlag, Luzern
Deutschland: 704 35-757 Postscheckamt Karlsruhe, Caux Verlag, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: Grafino Grafische Betriebe AG Bern

*Fotos: Azzopardi, Channer, Daya, Franzon, Gray, Hegi, Howard,
Johnson-Lindgren, Roodvoets, Spreng, Strong*

Übersicht:

Der Auftakt

Die Eröffnungssitzung vom 13. Juli fand in Anwesenheit von Arnold Chauvy, dem Präsidenten des Waadtländer Grossen Rates, und René Martin, dem Stadtpräsidenten von Lausanne, statt.

Am 13. und 14. Juli kam es auf Anregung italienischer Juristen zu einer Gesprächsrunde über den Schutz von Minderheiten in Europa, an der auch 25 Österreicher aus Kärnten teilnahmen. Ihre Delegation umfasste Landtagsabgeordnete der deutschsprachigen Volksgruppe und Obmänner verschiedener slowenischer Organisationen.

Forum der Jugend

Seiten 4–6

Mitte Juli belebten rund 150 Jugendliche das Mountain House in Caux. Mit viel Begeisterung und Ideen, aber auch «auf der Suche» waren sie gekommen. Sie unterhielten sich mit den gleichzeitig anwesenden 150 andern Konferenzteilnehmern, so zum Beispiel mit Abdel Rahman Khan, dem Exekutiv-Direktor der UNIDO, Wien.

Kolloquium der medizinischen Berufe

Seiten 8–10

Drei Tage intensiven Erfahrungs- und Gedankenaustausches wurden bereichert durch den Vortrag von Professor Dr. Felix Labhardt, Stellvertretender Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik Basel, über «Psychiatrie und Psychosomatische Medizin in einer Zeit moralischer Entwertung» mit dem Untertitel «Die Bedeutung des Glaubens».

Afrika

Seiten 11–14

Sie waren oberhalb des Genfersees in Caux anwesend, als die Meldungen aus ihren Ländern erfolgten: Nigerianer erfuhren, dass der zweite Militärputsch innerhalb von 24 Monaten in Lagos eben stattgefunden habe; Südafrikaner verschiedener Rassen und Weltanschauungen, dass die Börse von Johannesburg kurzfristig geschlossen und der Devisenexport verboten worden sei. Diese Ereignisse bekräftigten sie in der Überzeugung, dass eine moralische Infrastruktur in ihrem Kontinent geschaffen werden muss, wie auch immer die Zukunft einzelner Nationen aussehen mag.

Familienkonferenz

Seiten 14–16

«Freundschaft», «Offenheit in der Familie», «schöpferische Tätigkeit» waren einige der Themen, die von 60 Familien aus 21 Ländern in der letzten Juliwoche besprochen wurden. Auch die Rolle des Vaters und den richtigen Platz der Mutter in der Familie und in der Gesellschaft suchte man zu bestimmen, im Bestreben, über die Debatte «Haushalt oder Arbeitsstelle» hinauszukommen. Das erste Wochenende im Monat August war einer «Gesprächsrunde über Familienpolitik» gewidmet, die verschiedene Erzieher und Politiker um den französischen Abgeordneten Jean Briane und um Germain Bouverat von der Sektion Familienschutz im Eidgenössischen Departement des Innern versammelte.

Treffpunkt der Kontinente

Seiten 18–20

Allein aus Asien trafen Teilnehmer von 19 Ländern in Caux ein. Nord- und Südamerikaner wie auch Europäer waren dabei: Konkurrenz für die UNO? Nein, sondern eine Woche der Gemeinschaft zwischen Menschen aus verschiedensten Lebenslagen: Flüchtlingen, Diplomaten, ganzen Familien, Geschäftsleuten – im Gespräch und Austausch über «den Kern der Dinge» im menschlichen Dasein.

Mensch und Wirtschaft

Seiten 21–23

Arbeitslosigkeit, Strukturanpassung, Technologie – was müssten wir unternehmen, wie uns benehmen, damit diese und andere Probleme im materiellen Umfeld gemeistert werden können? Darüber fand ein Meinungsaustausch in Plenarsitzungen, Arbeitsgruppen und Einzelgesprächen statt.



Eine Sonntagsansprache – «Da, wo die Fische sind...»

Seite 7

Unser Porträt: Familie Sibare aus Simbabwe

Seite 17

Aus der Medienwerkstatt – Eine Filmvorschau

Seite 24

Forum der Jugend

Während der ersten 10 Tage der Konferenz behandelten 150 Jugendliche aus Europa und andern Kontinenten grundlegende Fragen des modernen Lebens. «Wie können wir die Wunden der Vergangenheit heilen?» «Wie finden wir Richtlinien und ein Ziel für unser Leben?» «Reinheit der Motive und Sauberkeit des Lebens» «Wofür sollen und wollen wir unser Leben einsetzen?» – Dies einige Themen, zu denen wir im folgenden einzelne Äusserungen wiedergeben.

Die Vergangenheit heilen

Durch den Krieg und die Entführung zur Zwangsarbeit in Japan verloren viele Zehntausende von koreanischen Familien zahllose Angehörige und ich selbst meine Mutter und meine Tante. So ist es für uns zur Gewohnheit geworden, die Wörter Japan oder Japaner nur in Verbindung mit einem hässlichen Schimpfwort auszusprechen. Kürzlich in der Frühe hatte ich den Gedanken, ich sollte mit diesem Automatismus von Beschimpfung aufhören. Ich will mir nicht nur die Wörter, sondern auch die Gefühle, die dahinter stehen, abgewöhnen. Ich möchte die Japaner hier dafür um Verzeihung bitten und hoffe, dass sie mir vergeben können.

Wir Koreaner müssen über uns selbst nachdenken. Die Vergangenheit ist vergangen. Die Gegenwart und die Zukunft sind wichtiger. Wir sind ein Teil Asiens. Wir sind ein Teil der Welt. An sie und ihren Aufbau müssen wir denken.

Kim Man-Ok, Korea

«Die Wunden der Vergangenheit heilen...» Beinahe jeder von uns kann sich fragen, ob nicht er oder sein Volk anderen Wunden geschlagen hat. Am heutigen 14. Juli musste ich ganz besonders an einen Teil der Welt denken, den wir Franzosen lange Zeit tief verwundet haben, nämlich die arabische Welt.

Seit etwa zehn Jahren habe ich einen arabischen Bruder. Jemanden, dem er sich wirklich verbunden fühlt, nennt ein Araber nicht Freund, sondern Bruder. Einmal war ich bei diesem Bruder in Tunesien eingeladen. Seine Mutter wollte mir unbedingt die Wäsche waschen. Gewöhnlich mache ich diese Dinge selber und lasse sie nicht meine Gastgeber für mich tun. Richtig beleidigt rief sie aus: «Aber du bist doch mein Sohn!» In dieser und andern tunesischen Familien, die ich kennenlernte, fing ich an, vieles aus ihrer Perspektive zu sehen: «Ihr Europäer habt uns in den Kreuzzügen angegriffen», bekam ich zu

hören. Uns Franzosen scheint dies weit zurückzuliegen. Doch dann kam die Kolonialzeit und anschliessend bis heute die Zeit wirtschaftlicher Dominanz unsererseits. Sie empfinden oft zutiefst den totalen Mangel an moralischen Werten bei uns in Europa und daher auch bei unserem Wirken in den Entwicklungsländern.

Diese andere Sicht und die Menschen, die so denken, ernstzunehmen – das ist die Voraussetzung für eine echte Versöhnung. Darum bin ich auch seit einiger Zeit daran, Arabisch zu lernen.

Antoine, Frankreich

«Er drohte, mich umzubringen»

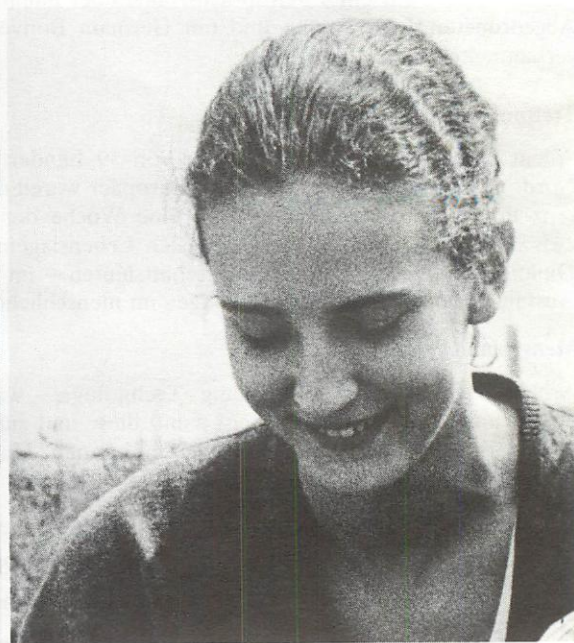
Sexualität ist ein Teil, ein mit sehr grossen Kräften versehener Teil von uns selbst. Gott schuf uns mit unserer Sexualität, und er hat auch ein Ziel für diese Gabe.

Sie kann ein herrliches Geschenk sein, das neues Leben schafft. Aber sie kann auch zerstörend wirken in einem selbst und in andern. Ich erfuhr dies vor einem Jahr, als ich am helllichten Tag von meinem Fahrrad gerissen und vergewaltigt wurde. Es war eine schreckliche Erfahrung. Wenn der Sexualtrieb in die falsche Richtung geht, kann er töten, um zu erreichen, was er will. Der Betreffende drohte, mich umzubringen. Durch die Liebe meiner Freunde und die Liebe Gottes erlebte ich, dass Gott etwas total Negatives zu etwas Positivem machen kann. Ich kann sagen, dass ich mich nun, nach einem Jahr, vollständig von den Wunden dieses Vorkommnisses geheilt fühle. Darum habe ich über das Ziel der Sexualität nachgedacht:

Sexualität und Reinheit gehören zusammen. Reinheit zerstört Sexualität nicht, sondern macht sie noch kostbarer. Manchmal muss man zu einer Sache nein sagen, um seine eigene volle Bestimmung zu finden. Reinheit gibt Selbstvertrauen. Ich erkannte dies vor einigen Jahren mit meinem Freund. Er wollte weiter gehen als ich. Ich sagte: «Nein, dazu bin ich nicht bereit.» Aber gleichzeitig hatte ich Angst, diesen Freund zu verlieren. Ich wollte die Beziehung nicht riskieren. So gab ich nach. Später fragte ich mich: «Warum konnte er mich nicht respektieren, so wie ich damals war? Und warum war ich nicht bereit, die Beziehung zu riskieren, indem ich nein sagte? Vielleicht wäre sie vertieft worden dadurch.» Schliesslich zerbrach die Beziehung ohnehin. Wenn man selber weiss, dass man bereit ist zu warten und je anders bereit ist zu warten, verstärkt das die gegenseitige Achtung.



Singrunde während des Forums der Jugend



Marie: «Innere Dynamik gefunden»

Versklavt oder befreit leben

Mein Körper ist nicht ein Ding, das jeder an sich reißen kann, sondern er wird einmal eine Gabe sein.

Reinheit hat viel mit schöpferischer Energie zu tun. Die Energie, die durch Reinheit freigesetzt wird, befähigt uns, Neues in der Welt zu schaffen.

A. W.

Was mich hindert...

Unrein ist alles, was mich oder andere daran hindert, uns Gott zu nähern und mit ihm in Verbindung zu sein. Bei mir sind es sehr oft mein Ehrgeiz und mein Wunsch, das Wichtigste im Leben anderer zu sein. Statt dass ich ändern etwas von Gott und vom Himmel nahebringe, gebe ich ihnen dann bloss ein Stück meiner selbst. Gott hat uns geschaffen mit einem Mund, zwei Augen und einem Körper, so dass wir mit ändern in Verbindung sein und einander helfen können. Aber er hat mich auch geschaffen mit einem Raum in meinem Herzen, wo ich allein sein soll, mit einem Teil von mir, den niemand ganz verstehen kann, einem Raum, wo nur Gott und ich sind.

Ich muss lernen, diesen Ort, wo wir allein sind, in mir und in ändern zu akzeptieren. Immer, wenn ich das annehme, mache ich wunderbare Erfahrungen mit Gott und erhalte echte Inspiration – für mich und für meine Freunde!

Camilla, Norwegen

«Reinheit ist eine Freude und bringt innern Frieden. Sie ist nicht eine kalte, schwierig zu erfüllende moralische Regel. Wenn man das zu erfahren beginnt, wird sie zum Motor, der einen vorwärtstreibt. Ich habe darin eine Dynamik für mein tägliches Leben entdeckt.»

Nach 22 Jahren immer schöner

Von Natur aus bin ich rebellisch. Ich liebe Regeln nicht. Ich hasse es, wenn mir irgend jemand irgend etwas vorschreiben will.

Ich will alles so, wie ich es will. Aber ich bin froh, dass ich beschlossen habe, mein Leben für Moralische Aufrüstung einzusetzen, was bedeutet, mich selbst, meine Persönlichkeit, meine Gaben, meine Energie, alles für ein grösseres Ziel – für den Neubau der Welt unter Gott – zu geben. Es bedeutete auch, die Sexualität und die Frage einer Heirat in Gottes Hand zu legen. Das war nicht leicht. Aber ich tat es. So musste

ich mich nicht mehr ständig nach einem möglichen Lebenspartner umsehen, war nicht mehr die Beute meiner jeweiligen Wünsche und Launen.

Lange war ich auch bereit, nicht zu heiraten. Eher pessimistisch von Natur, nahm ich sogar an, dass mich ohnehin nie jemand lieben könnte. Und dann plötzlich dachte ich an meine jetzige Frau. Zum Glück hatte ich die Geduld, nicht mit unreifen Gefühlen vorzupreschen, sondern auf den richtigen Augenblick zu warten. Ich lernte, dass es Disziplin braucht, dass die Einhaltung gewisser Grenzen auch hier hilfreich ist.

Was das Leben für uns jetzt faszinierend macht und es bereichert, ist das gleiche Ziel, das wir beide haben. Das heisst nicht, dass wir uns über die Methoden immer einig sind. Oft gibt es Funken, wenn wir zusammen sind: Meine Frau weiss nämlich alles gut, aber ich weiss alles besser, und vor allem weiss ich genau, wo sie im Unrecht ist!

P.

Wenn ich an die schönsten Augenblicke unseres Lebens denke, so haben sie nichts mit Sex zu tun, sondern mit den grossen Aufgaben, die Gott uns gab.

Natürlich sind Zärtlichkeit und Intimität ein notwendiger, wichtiger Teil einer Ehe. Wichtig ist aber auch, was man zusammen in Angriff nimmt. Das Abenteuer, vor zwanzig Jahren nach Kolumbien zu gehen, dort steckenzubleiben und später noch vierzehnmal dorthin zu gehen, macht unser Leben reich, ebenso wie das Zusammenleben mit unsern Kindern.

Wenn Gott in der Ehe zuerst kommt, dann funktioniert sie, und man geniesst das gemeinsame Leben auch noch nach 22 Jahren – beinahe immer –, und es wird sogar immer schöner!

D.

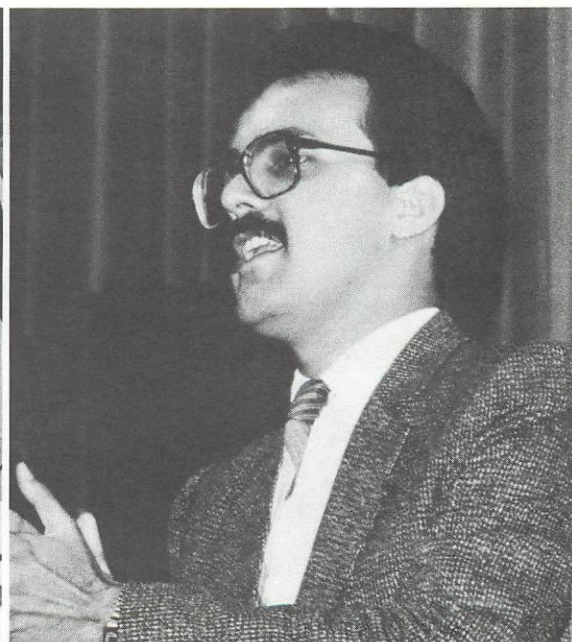
Mein Zimmerkamerad

«Was erhielten wir im Laufe dieser Woche?» war die Frage zu Beginn dieser Gesprächsrunde. Ich erhielt einen Zimmerkameraden, und am meisten bedeutete es für mich, dass wir jeden Abend miteinander beten konnten. Er kommt aus der Türkei und ist Muslim, ich bin Deutscher und Christ. Es war für uns beide das erste Mal, dass wir offen und ehrlich über unser Leben und unseren Glauben mit jemandem von «der anderen Seite» reden konnten. Ich las auch im Koran und kann sagen, dass der Horizont meines Glaubenslebens dadurch erweitert worden ist.

Thomas, Deutschland



Kim aus Korea (rechts): Aussprache mit japanischen Schülern



Turgay aus der Türkei

Erlebnisse – Forum der Jugend

Im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen, möchte ich Sie begrüßen. Ich bin glücklich hier und fühle mich zu Hause. Daheim fordern meine Frau oder meine Mutter mich oft auf, etwas in der Küche zu holen. Und so helfe ich auch hier bei allem mit.

Ich fühle mich hier nicht nur als Türke, sondern auch als Teil der Menschheit. Wie es Gandhi ausdrückte, haben wir, «ob Muslim, Hindu oder Christ, nur einen Schöpfer, den Schöpfer der Welt». Heute ist Friede das Hauptproblem im Mittleren Osten, in Afrika und anderen Teilen der Welt. Manche Politiker reden und reden und reden. Aber wo ist die Praxis des Friedens und der Freundschaft? Hier habe ich die Praxis erlebt, selbst zwischen Angehörigen von Nationen, die sich sprachlich nicht miteinander verständigen konnten.

Heute müssen wir dringend den Schöpfer und seine Schöpfung lieben. Diese Praxis ist notwendig. Ich danke Gott, dass er mich hierher brachte.

Turgay, Türkei

Auf der Suche

Ich kam als Atheist nach Caux. Hier erzählten mir Leute von ihrem Glauben und von ihren Erfahrungen mit Gott. Ich verlasse diesen Ort nicht als Christ, aber als einer, der Gott sucht. Ich suche die Fülle des Lebens, die ich in den echten Christen hier fand. Zuhause erkennt man die Christen lediglich daran, dass sie zur Kirche gehen.

Wenn ich höre, wie Christen sich in Irland bekämpfen, und Gottgläubige in andern Teilen der Welt, scheint mir das verrückt. Aber hier erlebe ich, dass die Leute die Frucht ihres gelebten Glaubens mit andern teilen. Ich habe viel gelernt und möchte diesen Glauben auch finden.

Steven, Kanada

Meine Aufgabe

Ich besuchte eine Schule für Sozialarbeit mit besonderem Gewicht auf Familienfragen und Fürsorge für Behinderte. Während meiner Ausbildung befreundete ich mich mit vielen jungen Araberinnen und Arabern aus Nordafrika, die in Frankreich studieren oder arbeiten. Dann unterrichtete ich zwei Jahre in einer Schule für Minderbegabte. Ein Jahr Arbeit mit der Moralischen Aufrüstung brachte mir die wertvolle Erfahrung, mit einer Gruppe von Menschen zusammenzuar-

beiten und zusammenzuleben, die nicht ich ausgelesen hatte. Wir wurden eine Einheit, und es entstanden echte Freundschaften. Erst im Nachhinein habe ich jetzt gemerkt, wie hilfreich all das für meine jetzigen Aufgaben ist.

Im Elendsquartier

Ich arbeite in einem Elendsquartier in der Nähe von Nantes, wo sich in einer Bevölkerung von französischen Familien, Einwanderern und Flüchtlingen viele Probleme zusammenballen. Die Leute leben in subventionierten Wohnungen. Es gibt viel Arbeitslosigkeit und Analphabetismus, auch haben viele Kinder Schulschwierigkeiten. Mit einer Gruppe von Sozialarbeitern und Lehrern sind wir an der Ausarbeitung eines Aktionsplanes für das ganze Quartier. Meine Erfahrung mit Einwanderern aus dem Maghreb, meine Arbeit mit Behinderten, all das hilft mir jetzt. Zwei Organisationen, die in dieser Richtung arbeiten, tun dies häufig ohne Koordination. Ich kenne Menschen auf beiden Seiten, und so kann ich die nötige Verbindung herstellen. Zufällig kenne ich auch mehrere der Leiter im Sozialamt. So kann ich die Kenntnisse, die ich bei der Arbeit an der Basis erwerbe, ihnen zukommen lassen.

Ziele, Mittel und Beziehungen überprüfen

Rückblickend fühle ich die Liebe Gottes, der mich in all diese Gebiete hineingeführt hat. Das gibt mir Vertrauen in den Augenblicken der Furcht. Wenn alles düster und unklar scheint, halte ich an und überprüfe meine Ziele, meine Mittel, meine Beziehungen zu den Leuten, mit denen ich arbeite. Dann kann ich auf solider Grundlage weiterarbeiten.

Der rote Faden im Licht

Um den roten Faden in solch einer Arbeit finden zu können, muss man sich selbst gut kennen, sich selbst lieben und annehmen, wie man ist, und von da aus kann man seine Aufgabe für die andern in der Gesellschaft klarer erkennen.

Da ich mich vor andern Leuten nur schlecht ausdrücken kann, erlaubt dies mir, die Menschen, die sich in der Gesellschaft unterdrückt fühlen, besser zu verstehen und ein Ohr und ein Herz für sie zu haben. So ist meine Schwäche für mich eine Stärke im Kampf gegen gewisse Menschen.

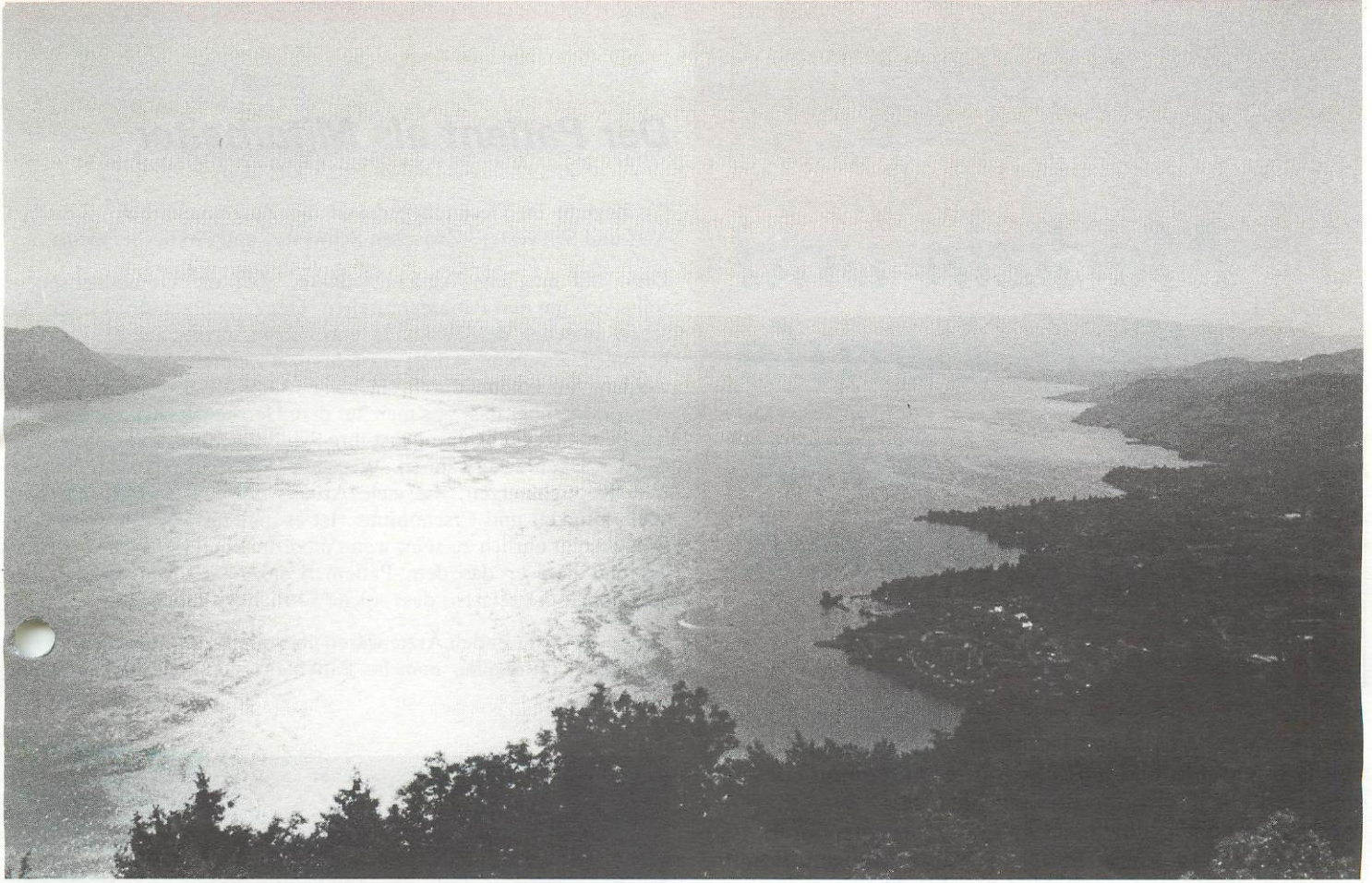
Marie-Eve, Frankreich



Marie-Eve, Frankreich



Radio TV Canada (Québec) dreht drei Kurzfilme über die Konferenz



Da, wo die Fische sind...

Und nachdem Johannes gefangengesetzt worden war, kam Jesus nach Galiläa und verkündigte die Heilsbotschaft Gottes: «Die Zeit ist erfüllt, die Gottesherrschaft ist nahe: Kehrt um und glaubt an die Heilsbotschaft.» Und wie er dahinging am Ufer des Galiläischen Meeres, sah er Simon und Andreas, Simons Bruder, wie sie ihr Netz im Meer auswarfen; sie waren ja Fischer. Da sagte Jesus zu ihnen: **«Komm her, mir nach! So will ich euch zu Menschenfischern machen!»** Und auf der Stelle liessen sie ihre Netze liegen und folgten ihm nach. Ein kurzes Stück weiter sah er Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und seinen Bruder Johannes, sie waren in ihrem Boot beschäftigt, ihre Netze herzurichten. Sogleich rief er sie, – und sie liessen ihren Vater Zebedäus mit seinen Tagelöhnern im Boot zurück und gingen fort, ihm nach.

Markus 1, 14–20

Eine lateinamerikanische Gemeinde, die vor allem aus Fischern besteht, hat sich Gedanken darüber gemacht, warum Jesus einen Fischer wie Petrus zum Apostel und Verantwortlichen in der Kirche gemacht habe. Die Einsichten dieser Fischer können uns wichtige Anstöße für unser eigenes Leben geben.

– Wer sich auf dem Festland bewegt, bahnt sich einen Weg, um vorwärts zu kommen. Wenn möglich wird dieser Weg festgelegt und asphaltiert. Dann befährt man immer die gleiche Strecke, da es nun eine fertige Strasse gibt.

– Ein Fischer jedoch, der auf dem Wasser arbeiten muss, kann sich keine Strasse bauen oder auf festgelegten Wegen fahren. Er muss die Fische dort suchen, wo sie gerade sind. Deshalb kann er nicht die gleiche Strecke begehen wie am Tag zuvor. Er muss jeden Morgen neu seinen Weg suchen. Es kommt darauf an, dass er die Fische findet. Es kann sein, dass der gestrige Kurs überhaupt nicht zu der Stelle führt, an der sich die Fische heute befinden.

Aus diesem Grund wählte Jesus einige seiner Apostel und Verantwortlichen der Kirche unter den Fischern. Sie sollten sich nicht allein darauf konzentrieren, Wege festzulegen und ständig die gleiche Strecke zu wiederholen. Sie sollten vielmehr danach trachten, jederzeit ihre Fische zu finden.

Jesus wusste, dass dies keine leichte Aufgabe sein würde. Deshalb gab er uns praktische Hilfen:

- er gab uns seinen Heiligen Geist
- er wies unablässig darauf hin, dass wir Menschenfischer sein sollten
- er stillte Stürme
- ja, er forderte Petrus sogar auf, ihm sein ganzes Vertrauen zu schenken und ihm über das Wasser entgegenzukommen.

Es ist keine leichte Sache, sich auf das Wasser rufen zu lassen. Es fordert Mut und Vertrauen zu dem, der uns ruft und uns über Wasser hält.

Es ist keine leichte Sache, festgelegte und bewährte Wege zu verlassen, aus vertrauten und bewährten Gleisen auszubrechen, um das Leben zu finden, zu dem uns der Herr ruft – um die Menschen zu finden, zu denen er uns schickt.

Offenheit, Phantasie und Flexibilität, Mut zum Wagnis sind Eigenschaften, die wir brauchen, um unseren Auftrag zu erfüllen und daran mitzuarbeiten, dass das Angesicht der Erde erneuert wird.

- Dann werden unsere Familien und unsere Gemeinden gastliche Orte sein, an denen jedermann jederzeit willkommen ist.
- Dann werden wir uns immer wieder selbst vergessen – in der Sorge für Menschen, Gruppen und Völker, die Hilfe brauchen.
- Dann werden wir mit der Kraft des Geistes ausgerüstet, um Frieden, Versöhnung und Verständigung zu stiften.

Ich wünsche Ihnen allen, dass Sie diesen Geist empfangen, dass er uns antreibt, als einzelne, als Familien, als Gemeinden... *M. F.*

Medizin und Pflegerberufe in einer kranken Welt

Während des Wochenendseminars «Medizin und Pflegerberufe in einer kranken Welt» spürte man einen Forschergeist und vor allem das Suchen nach dem, was man den Patienten nebst medizinischer und chirurgischer Betreuung noch geben sollte: Etwas, das den Menschen helfen könnte, in ihrem Leben einen höheren Sinn zu erkennen. Ein Schweizer Professor sagte zum Beispiel, er sei überzeugt davon, dass der Glaube eine wichtige Rolle bei der Heilung psychosomatischer Störungen spiele.

*

«Wir alle haben Darwin ganz falsch verstanden», meinte ein kanadischer Arzt. «Wir glaubten, dass es beim Überleben des Tüchtigsten im Kampf ums Dasein um jenen mit den stärksten Muskeln und dem kräftigsten Gebiss gehe – doch wir irrten uns: Der Dinosaurier ist längst ausgestorben, die Ameise aber hat überlebt. Daraus ergibt sich, dass die Tüchtigsten jene sind, welche am besten zusammenarbeiten.»

*

«Wir gelangen mehr und mehr zur Erkenntnis, dass Gesundheit und Glück Nebenprodukte unserer Lebensweise, nicht aber anzustrebende Ziele sind», sagte eine Ärztin aus Edinburgh in ihrer Einleitung zu einer Gesprächsrunde mit dem Thema «Absolute moralische Massstäbe als beste vorbeugende Medizin.» Sie führte weiter aus: «Ganz allgemein wird auf die psychischen und sexuellen Aspekte der Gesundheit Gewicht gelegt, aber nicht auf die moralisch-geistigen, die doch so wichtig sind.»

*

Längere Auszüge des Referats von Professor Dr. Felix Labhardt werden in einer späteren Nummer erscheinen, die vorwiegend den Grundthemen des Referats – Stress und Angst – gewidmet sein wird.

Der Patient als Mitarbeiter

Wo beginnt im Gesundheitsdienst die Zusammenarbeit? Zwischen Arzt und Schwester? Zwischen Schwester und Physiotherapeut?

Dies sind mögliche Ausgangspunkte, aber die Gesundheitspflege sollte sich um den Patienten drehen. Die Zusammenarbeit sollte also schon zwischen den Patienten und den medizinischen Berufsleuten beginnen. Zusammenarbeit entsteht nicht spontan; sie muss erarbeitet werden. Sie kommt durch ein gemeinsames Ziel und durch offene Aussprache über das, was man auf dem Herzen hat. Kranke beschreiben dem Arzt oft ausführlichst ihre Symptome, ohne die tieferliegenden Ursachen zu erwähnen. Wie viele Alkoholiker klagen lediglich über Kopfschmerzen, wie viele Arbeitswütige, Gestresste nur über Schlaflosigkeit und Erschöpfung. Ist es andererseits dem Arzt möglich, absolut ehrlich zu sein, wenn medizinische Hilfe nicht zur Hand ist, und darf er das dem Patienten sagen? Es wurden Beispiele aufgeführt, die zeigten, dass solche Ehrlichkeit möglich ist.

Einige der anwesenden Ärzte waren überrascht zu vernehmen, wie geistigen Kraftquellen manche Patienten zu mobilisieren imstande sind.



Pausengespräche

Forschung: Heilung oder Prestige

Der Spruch «Publiziere oder krepriere» ist allen in der Forschung Tätigen bestens bekannt. Während bedeutende und folgenreiche wissenschaftliche Entdeckungen selten unbeachtet bleiben, ist ein beträchtlicher Teil der wissenschaftlichen und medizinischen Veröffentlichungen eher das Ergebnis des Publizierens «an sich» und liefert daher auch nicht immer einen echten Beitrag auf einem bestimmten Gebiet. Es gibt Forscher, die eher eine Chance hätten, den Nobelpreis für Literatur zu gewinnen als jenen für ihr eigenes wissenschaftliches Gebiet.

Gibt es eine Antwort auf diese «Krankheit»? Gibt es einen übergeordneten Plan für die medizinische Forschung und die individuelle Forschungsarbeit? Ein Plan, der über Karrieredenken und Sicherheitsstreben hinausweist?

Zum Thema «Ehrlichkeit in der Forschung» berichtete ein norwegischer Neurologe, wie als Folge von Unehrlichkeit viel Zeit für eine Studie, die er unternommen hatte, verschwendet worden war. Zu Beginn der Arbeit hatte er nicht zugegeben, wie wenig er über die zu untersuchende Krankheit eigentlich wusste. In der Folge fühlte er sich frustriert und hegte bittere Gefühle gegenüber einem Vorgesetzten, der an dieser Studie mitarbeitete. Nach einer ehrlichen Entschuldigung bei diesem Kollegen stellte sich heraus, dass sich dieser in derselben Lage befand. Darauf gingen sie in einem neuen Geist an die Arbeit, und Fortschritte auf diesem Gebiet waren das Ergebnis.

Ein praktischer Arzt aus der Schweiz lieferte einen interessanten Beitrag zu dieser Diskussion über Forschung. Er sagte: «Die Versuchung in der Forschung ist dieselbe wie in der praktischen Medizin, besonders wenn die Patienten selbst bezahlen. Der Arzt müsste sich eigentlich auch jedesmal fragen: Ist diese Therapie nötig oder wende ich sie des Geldes wegen an?» Dieselbe Frage müsste sich der Forscher stellen, nämlich ob eine bestimmte Arbeit der Forschung diene oder dem eigenen Gewinn und Ansehen.

Ein Biochemiker aus London sprach von den Versuchungen und Enttäuschungen, die ihn veranlasst hatten, für seine Doktorarbeit Statistiken zu fabrizieren. Dabei hatte er die Ergebnisse «frisirt».

«Das Ganze sah so gut aus, dass ich beinahe selber daran glaubte.» Die Herausforderung einer Begegnung mit der Moralischen Aufrüstung bewog ihn, den beiden Examinatoren klaren Wein einzuschenken.

Forschung für die Dritte Welt?

Eine schwedische Krankenschwester erläuterte, wie es auch in der Forschung Gebiete höheren und niedrigeren Ansehens gebe. Die Abgrenzung werde aber eher durch Fragen des Prestiges und der herrschenden Mode bestimmt als von den echten Bedürfnissen. Nur wenige in Europa geschulte Forscher trügen zum Beispiel ihre Kenntnisse in die Dritte Welt.

Ein Arzt aus Birmingham schlug vor, die ganze Laufbahn-Struktur sollte neu überprüft und nötigenfalls geändert werden. Forscher, die hochbezahlte Posten in Europa und den USA innehaben, sollten sich Zeit nehmen können und dürfen, um ihre Fähigkeiten und Kenntnisse in Ländern mit ausgeprägten Nöten zugute kommen zu lassen. Aufgrund des in diesem Seminar Gehörten lud ein Teilnehmer aus Indien die Konferenzbesucher ein, eine derartige Tagung in seinem Land durchzuführen. Sie könnten dort auch aus erster Hand die erwähnten Probleme eines Drittweltlandes kennenlernen.

«Darf man Forschungsprogramme, von denen man die Lösung weltweiter Probleme erhofft, einfach den Experten überlassen? Sollten nicht auch Laien etwas dazu zu sagen haben?», war eine weitere der angeschnittenen Fragen.

Ein schwedischer Arzt fügte dazu bei: «Wir müssen auch an die langfristigen Auswirkungen der neuentwickelten Techniken denken.» So habe man zu Recht die Technik der Amniozentese entwickelt, um Anomalien beim Fötus feststellen zu können. Heute aber führe diese Errungenschaft oft schändlicher Weise zu Abtreibungen aufgrund des Geschlechts des Kindes.

Roger Watson

Richtlinien für die Forschung

«Ich bin zutiefst überzeugt, dass jede Forschungstätigkeit nicht nur eine intellektuelle, sondern auch eine moralisch-ethische Herausforderung darstellt. In der Diskussionsgruppe: «Moralische und ethische Maßstäbe in der Forschung» möchten wir darüber nachdenken, wie

wir unter anderem im Lichte der Ehrlichkeit Klarheit über unsere Standpunkte erhalten und praktische Konsequenzen daraus ziehen können, zum Beispiel:

- Welches sind unsere wirklichen Motive zu einer Forschungstätigkeit?
- Was für Ziele verfolgen wir?
- Welches sind die praktischen Implikationen unserer Resultate; sind sie überhaupt erwünscht?
- Wie gehen wir mit unseren Patienten, Mitarbeitern, Versuchstieren um?
- Wie verwenden wir das uns anvertraute Geld?
- Wie präsentieren wir unsere Resultate?

Jede klinische Forschungstätigkeit an Menschen steht im Spannungsfeld zwischen den Anforderungen der Wissenschaftlichkeit und jenen der Menschlichkeit. Die wissenschaftlichen Prinzipien erfordern von uns eine sachliche Beleuchtung der Fragestellungen, Studienproto-



Christine Beyeler: «Wissenschaft und Fürsorge»

kolle und fordern zum Teil erhebliche Tribute von den Patienten in Form von Extra-Interviews und Zusatzuntersuchungen.

Menschlichkeit verlangt von uns viel Mitgefühl, Wärme, Fürsorge, Respekt vor dem Willen und den Bedürfnissen des Patienten. In diesem Spannungsfeld gehen wir nun als klinische Forscher unseren Weg, Schritt für Schritt, mit all unseren Ambitionen und menschlichen Schwächen.

Mich beschäftigt Tag für Tag, wie wir mit diesem Dilemma zurechtkommen und was uns eine Hilfe sein kann, damit wir nicht kühle, rücksichtslose Akademiker werden oder aber, ins andere Extrem verfallend, vor lauter Rücksicht auf den Patienten wegen Inkonsequenzen wenig aussagekräftige Resultate hervorbringen.

Als erster Schritt helfen uns dabei sicherlich die ethischen Richtlinien und Gesetze, welche freilich von Staat zu Staat verschieden sind. Ich bin jedoch überzeugt, dass jeder von uns zusätzlich moralisch-ethische Maßstäbe in seinem persönlichen Leben benötigt und bereit sein soll, sich durch höhere Inspiration führen zu lassen. Für mich ist der Massstab der Ehrlichkeit eine wichtige Hilfe. So muss ich immer wieder ehrlich darüber werden, welches meine wirklichen Motive zu einer Forschungstätigkeit sind: Bin ich zu einem wirklichen Dienst an andern durch meine Arbeit berufen, oder dient sie vielmehr meiner eigenen Karriere?

Wie gehe ich mit den sich zur Verfügung stellenden Patienten um? Fordere ich zuviel von ihnen, mute ich zuviel zu?

Wie gehe ich mit meinen Mitarbeitern um? Benutze ich sie als Mittel zum Zweck, oder bin ich wirklich bereit, persönliche, freundschaftliche Zusammenarbeit zu leisten?

Wenn wir bereit sind, uns wirklich inspirieren zu lassen und ehrlich zu sein, können wir auch als Forscher ein Werkzeug Gottes in dieser Welt werden, und dann lassen sich auch die wissenschaftlichen Prinzipien mit persönlicher Fürsorge verbinden.»

Dr. Christine Beyeler

An der Grenze des Lebens

Während 44 Jahren brachte ich den Ärzten nur Misstrauen und Verbitterung entgegen. Ich verunglimpfte sie und stellte ihre Glaubwürdigkeit in Frage.

In den letzten vier Jahren und besonders während der letzten Monate habe ich erfahren, wie ungerecht ich geurteilt und wie sehr ich mich geirrt habe. Ich bitte alle anwesenden Ärzte demütig um Verzeihung für all die Jahre der Verbitterung und des Misstrauens. Es gibt viele Ärzte, für die ich heute Gott dankbar bin, doch möchte ich nur von zweien berichten. Es war im letzten Oktober, als meine Frau Vera, die Mutter unserer vier Söhne und unserer Tochter, im Sterben lag. Vera, eine schüchterne und anspruchslose Frau, besass eine ruhige Stärke, dank der sich die von ihr so geliebten Kinder behütet fühlten. Sie war es, welche die Familie über dreissig Jahre quälender Ängste und Spannungen hinweg zusammenhielt. Ängste, die sie erdulden musste, weil sie mit einem Mann wie mir verheiratet war. Die letzten Tage vor ihrem Heimgang waren traumatisch für die ganze Familie. Der älteste Sohn legte jeden Tag 150 Meilen zurück, um an ihrem Bett zu sein; unser Sohn in Neuseeland sprach jeden Tag übers Telefon mit ihr, und der dritte rief aus den USA an. Ihre Tochter besuchte sie jeden Tag, wie auch viele ihrer Enkelkinder.

Vera hatte den inneren Frieden im Bewusstsein, dass sie dem Herrn begegnen würde.

Ich und meine Familie hatten diesen Frieden nicht.

Karl, der Älteste, nahm mich beiseite und beschwor mich, einen zweiten Arzt beizuziehen. Es war ihm unerträglich, untätig dem Sterben seiner Mutter zuzusehen.

In meiner Verzweiflung betete ich und hatte darauf den Gedanken, einen befreundeten Arzt anzurufen – er ist heute unter uns. Er hörte sich meinen Hilferuf an und schlug dann in seiner ruhigen Art vor, ich solle mit den Nierenspezialisten im Krankenhaus in Verbindung treten. Nach einer Pause sagte er dann: «Du musst auch eine andere Möglichkeit ins Auge fassen, Les, nämlich dass Jesus Christus sich anschickt, Vera heimzuholen.» Im Augenblick, als er dies sagte, begann sich meine Verzweiflung zu verflüchtigen.

Im Krankenhaus erwartete mich der Spezialist. Er sagte, es werde von ihm als bekanntem Arzt oft sehr viel erwartet, doch gebe es Zeiten, wo auch er nicht wisse, was zu tun sei. Dann fragte er, ob ich an Gott glaube. Ich sagte, wir beide tun es. In einem Fall wie diesem glaube er, meinte der Arzt, dass Jesus im Begriffe sei, die Sterbende heimzuholen, und dass meine Frau in den nächsten Stunden friedlich hinüberschlummern werde. Er ergänzte: «Als Arzt Ihrer Frau muss ich Ihnen aber auch sagen, dass ich ihr Leben vielleicht noch um zwei

oder drei Wochen verlängern könnte, mittels verschiedener Schläuche und Spritzen. Dies könnte jedoch für sie schmerzhaft, bestimmt aber beschwerlich sein. Die Entscheidung darüber muss ich Ihnen überlassen.» Mir kam der Gedanke: «Lass Vera im Frieden zu Mir kommen.» Ich sagte dies dem Arzt. Darauf erwiderte er schlicht: «Ich danke Gott für Ihre Entscheidung.»

Vera starb friedlich am nächsten Morgen. Ich weinte, als ich sie in den Armen hielt; leise sagte ich: «So willst du mich also verlassen, Liebling?» Sie öffnete die Augen: «Bin ich nicht immer vorausgegangen, um alles für dich bereit zu machen, Les?»



Les Dennison: Dankbar für Ärzte

UNSER ANGEBOT

Weitere Exemplare des Konferenzberichtes 1985
der Caux-Information

Einzelexemplare Fr. 4.— / Ab 10 Exemplaren Fr. 3.20

Sind Sie schon Abonnent? Ergreifen Sie die Gelegenheit und bestellen Sie Ihr **JAHRESABONNEMENT** der CAUX-INFORMATION!

Jahresabonnement:

Schweiz Fr. 26.—

Luftpost Fr. 34.—

Übrige Länder Fr. 30.—

Studenten, Lehrlinge Fr. 20.—

Deutschland DM 30.—



Caux Verlag, Postfach 4119, CH-6002 LUZERN

BESTELLUNG

_____ Exemplare Tagungsbericht 1985 (Caux-Information 8/9/10 1985)

Jahresabonnement Caux-Information

Schweiz

Übrige Länder

Deutschland

Luftpost

Student/Lehrling

Datum _____

Herr/Frau _____

Vorname _____

Strasse _____

PLZ _____ Ort _____

Afrika – von Vorurteilen zum Wesentlichen

Wenn man einen Kontinent wie Afrika nicht persönlich kennt oder ihn nur als Tourist bereist, ist man versucht, schnelle, sogenannte allgemeingültige Urteile zu fällen. Dazu wird man auch oft durch die tägliche Berichterstattung aus den Krisenherden verleitet.

So kommt der Durchschnittseuropäer leicht zu drei recht einseitigen Schlüssen:

1. Afrika ist ein Armenhaus. Hunger ist dort unvermeidlich. Die Entwicklungsprogramme haben ganz einfach versagt.
2. Das Hauptproblem Afrikas ist die Apartheid in Südafrika. Wenn dieses ungerechte System einmal beseitigt ist, werden sich alle andern Probleme auch lösen.
3. Alle afrikanischen Regierungen sind korrupt. Deshalb kann ein demokratisches System dort gar nicht funktionieren. Das ist auch der Grund für die vielen Militärputschs.

Jedem, der an eine oder alle drei dieser verführerisch-einfachen Theorien glaubt, möchte ich empfehlen, einmal an einer «Afrika-Session» in Caux teilzunehmen. Nicht nur, weil in Caux Menschen aus Ost-, West-, Nord- und Südafrika, aus dem französischsprachigen wie auch aus dem anglophonen Teil des Kontinents anwesend waren. Dieses Jahr waren zwanzig Länder vertreten. Zwischen Europäern und Afrikanern kam es auch, mit der Erinnerung an den 100. Jahrestag des Berliner Kongresses von 1885 (bei dem die europäischen Mächte den afrikanischen «Kuchen» unter sich aufteilten) als Hintergrund, zu einem sehr offenen Dialog. Der entscheidende Dialog fand aber zwischen Mensch und Mensch – Mensch und Gott – statt. Vielleicht der wichtigste Dialog war jener zwischen den Afrikanern in verantwortlichen Stellungen und der «Basis», den Berufstätigen und den Studenten, auch vielen Frauen und jungen Leuten, die zum Teil schon viel weiter und tiefer zu denken scheinen als ihre Führer.

Die Konferenzthemen waren in Simbabwe im Februar ausgearbeitet worden. So wurde in einem Treffen die Frage von «Korruption und absoluter Ehrlichkeit» offen aufgegriffen. Ein Angestellter der Gesundheitsbehörde seines Landes erzählte, wie ihm Bestechungsgelder in fünfzehnfacher Höhe seines monatlichen Einkommens für Medikamente angeboten worden waren, die sonst rezeptpflichtig seien. (Siehe Artikel Seite 12.)

«Ich hätte über Nacht Millionär werden können», erklärte ein Angestellter der Genossenschaften seines Landes, der die Möglichkeit gehabt hätte, Einkaufsverträge für Dünger zu beeinflussen. Ein Lehrer aus Nigeria berichtete, mit welchen Methoden Schüler und Eltern die Noten «zu verbessern» suchen und wie es ihnen sehr oft auch gelingt.

Zwei junge Europäer, die für eine internationale Organisation in einem afrikanischen Land arbeiten, sprachen darüber, wie sie ausgelacht wurden, als sie nicht alle ihnen zur Verfügung stehenden finanziellen und andern Privilegien ausnützen wollten. Der junge Mann sprach von der Notwendigkeit, in den internationalen Hilfsorganisationen wieder den Geist des Dienens zu entdecken und zu verbreiten: «Unser Ziel sollte sein, anderen zu helfen, sich zu entwickeln und zu wachsen.» – «Wofür gehen junge Europäer nach Afrika?» fragte seine Frau. Früher sei man in diese Kontinente gereist, um neue Länder zu entdecken, um die Fahne seines Landes zu verteidigen oder um Seelen zu bekehren. Jetzt seien die «höheren Motive» oft durch ganz elementare Selbstsucht ersetzt worden. Trotz ihrer liberalen Ideen habe sie sich als Weisse oft kritisiert gefühlt und sei zum Schluss gekommen, in einem unabhängigen afrikanischen Land sei dies normal.

Wenn es schwierig war, in diesen Fragen von Korruption und der Schuldzuteilung zwischen Europäern und Afrikanern zu gemeinsamen Schlüssen zu kommen, so prallten auch bei einem Gespräch am runden Tisch zwischen Europäern und Afrikanern, bei dem auf der einen Seite zwei Parlamentarier aus Frankreich und Italien sowie zwei



Auch an der Afrika-Konferenz dabei!

frühere britische Botschafter und auf der andern Seite Beamte, Ärzte und Geschäftsleute aus Kamerun, Nigeria, Kenia, Uganda, Simbabwe und Namibia teilnahmen, die Meinungen aufeinander. Eine der Streitfragen betraf den Gebrauch von Gewalt, um gerechte Forderungen durchzusetzen. Hier verlief die Trennungslinie quer durch beide Gruppen. Auf einen der jüngeren Diskussionsteilnehmer eingehend, der den früheren Kolonialherren alle Schuld für die heutigen Missstände in die Schuhe schob, antwortete einer der Nigerianer, indem er die Erfahrung seines eigenen Lebens beschrieb und betonte, der nigerianische Bürgerkrieg in den siebziger Jahren könne nur den Nigerianern selbst zugeschrieben werden.

Natürlich war die Frage der Zukunft Südafrikas das brennendste Thema während der ganzen Session, besonders da eine Gruppe von schwarzen, weissen und farbigen Südafrikanern aktiv an allen Gesprächen teilnahm. Die Tatsache alleine, dass in einer Plenarsitzung alle Südafrikaner – von schwarzen Radikalen bis zu Mitgliedern des afrikanischen Broederbonds – ihrer tiefsten Überzeugung Ausdruck geben konnten, war schon ein wichtiger Schritt. Was in Einzel- und Gruppengesprächen noch weiter ausgearbeitet wurde und «vor Ort» in den kommenden Wochen und Monaten in die Praxis umgesetzt werden wird, konnte natürlich nicht öffentlich bekanntgemacht werden.

Afrika – einmal nicht oberflächlich betrachtet – fordert jeden Nicht-Afrikaner heraus. Wenn nur alle Probleme mit Geld, Know-how oder Technologie gelöst werden könnten! Aber da es vor allem um eine andere Dimension – in einem Gebiet, in dem wir Europäer recht arm sind – geht, sollten wir diese Art tieferen Kontakts mit den Afrikanern nicht scheuen. Wir könnten sogar etwas Wesentliches für uns selbst entdecken.

Pierre Spoerri

Afrika – von Vorurteilen



Gespräch zwischen Europäern und Afrikanern

«Wir brauchen einander»

Aus religiösen Gründen hatten wir uns gefragt, ob es wirklich möglich sei, den christlichen Glauben mit den Zielen der Moralischen Aufrüstung zu vereinbaren.

Hier habe ich gesehen, wie sich ein Bischof mit strenggläubigen Muslimen zu einem Gespräch zusammenfinden kann. Dies ist sehr wichtig für unser Land, stellen doch die Christen und die Muslime die zwei grössten religiösen Gruppen in der Bevölkerung dar, obwohl es auch noch andere, kleinere Gruppen gibt. Nun wissen wir aber, dass in manchen Gegenden der Welt die Religion keine einigende Rolle spielt, sondern zur Spaltung beiträgt. Oft dachte ich, wenn es nur einen Ort gäbe, wo wir offen miteinander reden könnten, dann würden eine Menge Probleme einer Lösung nähergerückt. Hier habe ich viel Begeisterung angetroffen, und angesichts der menschlichen Qualitäten meiner hier anwesenden Landsleute schöpfe ich neue Hoffnung für Nigeria. ▶



Zu Besuch in einer Walliser landwirtschaftlichen Schule. (Rechts im Bild zwei offizielle Vertreterinnen aus Simbabwe)

«Ich habe Ihren Kontinent erst vor kurzem kennengelernt und dort das Herz Afrikas und einen Reichtum an geistigen Werten entdeckt, die für uns Europäer äusserst wichtig sind, denn wir haben den Wert des Familienlebens, des Gemeinschaftssinns, der Fürsorge für andere vergessen und uns immer mehr im Drang nach materiellem Besitz und Sicherheit verloren.»

J.-M. Daillet, Frankreich

Auf der Herreise beschäftigten mich mehrere Probleme: Die Lage in Südafrika ist etwas von dem, was mich mit Sorge erfüllt. Ich sagte mir insgeheim: «Wenn ich plötzlich irgendwie eine Riesensumme erhalte oder gewinne, dann schenke ich sie dem African National Congress damit er die Apartheid besser bekämpfen und zerstören kann.» Aber dann hörte ich hier einer interessanten Frau zu, die sagte, die Zeit der Verurteilung sei vorbei; jetzt gehe es darum, aufzubauen. Dies traf mich tief, denn es kam von einer schwarzen Frau. Auch sah ich hier weisse und schwarze Südafrikaner, die zusammen redeten, gemeinsam sangen und am gleichen Tisch miteinander speisten. Und sagte zu mir selbst: «So etwas sollte man in Südafrika erleben können.» Dafür werde ich auch beten.

Das andere, was mich beschäftigte, war meine Bitterkeit gegenüber den Engländern. Vor einigen Tagen liess ich all diesen Gefühlen und Reaktionen freien Lauf. Ein englischer Freund hier musste all dem zuhören. Dann entschuldigte er sich, und zwar ohne irgendwelche Ausreden zu suchen. Ich war erschüttert, und seither sind wir Freunde geworden. Wir sind lange draussen auf und ab gegangen und haben über vieles gesprochen. Ich entdeckte einen Engländer, der sein Leben dafür einsetzt, das Unrecht, das sein Land afrikanischen und andern Ländern angetan hat, wieder gutzumachen. Dies gibt mir Hoffnung für die Zukunft. Denn wir brauchen einander...

Ein afrikanischer Diplomat

«Die meisten Afrikaner, wie auch unsere Regierungen, versuchen den Westen in allem nachzuahmen. Wenn wir in Afrika so weitermachen, kann dies nur zur Katastrophe führen. Statt ehrgeizige Pläne für grosse Städte auszudenken – während in den Elendsquartieren und Dörfern Hungersnot herrscht, – brauchen wir Ihre Hilfe, um uns auf unsere grundlegenden Werte zu besinnen und neue Prioritäten zu setzen.»

Dr. G. Agbim, Nigeria

zum Wesentlichen

Bestechungsgelder

Ich arbeite in der Apotheke eines staatlichen Krankenhauses in Kenia. Wir Beamten beziehen im allgemeinen keine hohen Gehälter, und unsere persönlichen Wünsche übersteigen manchmal unsern Lohn. Ich arbeitete aus eigenem Entschluss in diesem Spital, um den Kranken zu dienen und habe beschlossen, mich weder von Korruption anstecken zu lassen noch mehr Lohn zu fordern. Sobald man nämlich anfängt, Bestechungsgelder anzunehmen oder zu bezahlen, wird man ein Sklave anderer und ist verpflichtet, sich ihrem Willen unterzuordnen. Auch im Berufsleben kann man dann nicht mehr das Richtige oder Beste tun, weil man unter Druck steht und Rücksicht nehmen muss. Schliesslich arbeitet man für die Habgier derer, die uns mit ihrem Geld in der Hand haben.

Kurz nachdem ich letztes Jahr meine neue Arbeit übernommen hatte, bot mir jemand 10000 Kenia-Shilling an, wenn ich ihm Arzneimittel meiner Apotheke herausgeben würde. Dies wäre mehr Geld gewesen, als ich in fünf Monaten verdiene, und innerhalb weniger Minuten hätte ich es einstecken können! Dann sagte ich zu diesem Mann: «Behalten Sie Ihr Geld. Wenn Sie etwas benötigen, dann holen Sie sich ein Arzteugnis.» Er war völlig überrascht, dass ich sein Geld zurückwies. Gott half mir, fest zu bleiben. Die Folgen der Ehrlichkeit wirkten sich bald aus: Unser Krankenhaus, das grösste in Kenia, verzeichnete in unserer Abteilung schon nach kurzem einen spürbaren Rückgang im Medikamentenverbrauch dank der Tatsache, dass keine Schmiergelder angenommen wurden und auch sonst keine Arzneimittel durch falsche Kanäle verschwanden. Dies kommt auch dem Lande zugute, denn schliesslich wird der Gesundheitsdienst durch unsere Steuern finanziert.

Joseph Wafula



Joseph Wafula, Kenia

«Ein paar Shilling springen lassen»

Meine Farm liegt etwa 100 Meilen westlich von Nairobi. Letztes Jahr fühlte sich meine Frau krank. Nachdem sie von verschiedenen Ärzten untersucht worden war, fand schliesslich einer heraus, dass es sich um Kolitis handelte. Er wollte aber eine Bestätigung vom staatlichen Krankenhaus in Nairobi. So fuhr meine Frau dorthin, wurde von einem Professor untersucht und erhielt den Bescheid, sie könne das Ergebnis in einem Monat abholen.

Als sie nach einem Monat in die Stadt fuhr, konnte man dort die Akten nicht finden. Beim dritten Mal fand man einen Ordner, doch der Bericht des Professors war nicht darin. Jedes Mal sagte man ihr:

«Wissen Sie, die Menschen haben Hunger. Wenn Sie ein paar Shilling springen liessen, kämen die Dokumente eher zum Vorschein...» Wir haben uns aber beide zu absoluter Ehrlichkeit verpflichtet und halten es für völlig falsch, die Korruption im Staat zu unterstützen. Beim siebten Mal sagte meine Frau sehr bestimmt: «Das tue ich nicht, denn es ist falsch. Täte ich es, würden Sie als nächstes jedes Mal einen Sonderbetrag <unter dem Tisch> von mir verlangen.»

Diesmal erhielt sie ihr Arzteugnis mit den nötigen Medikamenten und konnte auch mit dem Professor sprechen – alles ohne Schmiergelder.

Gideon Wamae, Kenia

Mein Wunsch für Südafrika

Mein Vater lebte ursprünglich in der Transkei. Dann zogen wir nach Soweto. Dort wurden wir verbittert durch all die Schranken, die uns ausschlossen und die Demütigungen, denen wir unterworfen waren. Vor 19 Jahren kam ich dann nach Grossbritannien. Dort behandelte mich niemand so, als ob ich zu nichts fähig wäre. Man brachte mir Vertrauen entgegen und gab mir das Gefühl, ich hätte etwas zu geben. Das «Royal College of Nursing» beauftragte mich, in verschiedenen Gegenden Englands Kurse für Krankenpflege zu geben. Dank diesen Gelegenheiten lernte ich vergeben und konnte mein Herz öffnen, weil man mir gegenüber offen war.

Letzte Weihnachten nahm ich meinen Sohn zum erstenmal nach Südafrika mit. Ich freute mich darauf, wieder nach Hause gehen zu können. Aber ich hatte auch Angst vor all dem, was uns dort zustossen könnte. Als ich einer weissen Südafrikanerin von meiner Angst erzählte, meinte sie, sie hätte auch Angst davor, in ihre Heimat zurückzukehren. «Mein Gott», dachte ich, «sie ist weiss und fürchtet sich. Ich bin schwarz und fürchte mich. Beide haben wir Angst. Die Zeit für gegenseitige Verurteilung ist vorüber. Jetzt ist die Zeit für gemeinsames Aufbauen gekommen.»

Einige Freunde veranstalteten nach unserer Ankunft in Südafrika eine Willkommensparty. Mitten in den Festlichkeiten drang die Polizei ins Haus ein. Die Beamten wollten wissen, warum wir zusammen seien und glaubten uns nicht, als wir erklärten, es sei eine Zusammenkunft zu meinem Willkommen. Wir wurden alle verhaftet, so dass ich einige Tage im Gefängnis verbringen musste. Ich will nicht weiter darüber sprechen; ich möchte nur sagen, dass meine paar Tage natürlich nichts waren im Vergleich zu dem, was ich hörte über die drei oder sogar sechs Jahre, die einige meiner ehemaligen Schulkameradinnen im Gefängnis absitzen mussten – mit all den Demütigungen, die eine solche Zeit hinterlässt.

Als ich aus dem Gefängnis entlassen wurde, reiste ich mit meinem Sohn weiter. Ich hatte ihm gesagt, mit seinen 15 Jahren sollte er sich ein eigenes, objektives Bild über die Lage der Schwarzen in Südafrika machen können. Wir besuchten die Kap-Provinz und eine Universität der Schwarzen und auch eines der Homeland-Gebiete, das von Schwarzen regiert wird.

Mein Onkel war von der südafrikanischen Regierung verfolgt worden und unterrichtete während einiger Jahre als Professor für Pädagogik in den Vereinigten Staaten. Dann wurde er angefragt, beim Aufbau des Transkei zu helfen, als dort die Schwarzen an die Macht kamen. Kurz vor unserem Besuch war er gerade seiner Funktionen enthoben worden, weil er gewagt hatte, einem seiner schwarzen Ministerkollegen, mit dem er nicht einig ging, seine Meinung zu sagen. Hier stand Schwarz gegen Schwarz. Ich unterstreiche, dass es nicht nur um die Hautfarbe geht. Wir brauchen Männer und Frauen von Kaliber, integre Menschen.

Als ich nach England zurückkam, erfuhr ich, dass sich ausgerechnet ein weisser Südafrikaner um die Stelle beworben hatte, die neben mir ▶

frei geworden war. Es bedeutete, dass dieser Mann mein Arbeitskollege werden konnte. Zuerst dachte ich: «Nur das nicht!» Dann sagte ich mir: «Du willst selber nicht etikettiert werden, also etikettiere jetzt die andern nicht! Wer Menschen aufgrund ihrer Fähigkeiten auswählt, fährt am besten.»

Es kam, wie immer in solchen Fällen, zu endlosen Diskussionen und Druckversuchen von allen Seiten. Schliesslich fragte man mich direkt, mit wem ich zusammenarbeiten wolle. «Ich will mit diesem Südafrikaner arbeiten, denn für diesen Posten ist er der Beste», sagte ich. Jetzt haben wir schon eine Weile zusammengearbeitet, nicht ohne Meinungsverschiedenheiten, aber das ist ja ganz natürlich und wäre nicht normal, wenn es diese nie gäbe.

Dies ist das Südafrika, das ich mir wünsche und für das ich arbeiten möchte: ein Land, in dem man mit jedermann zusammenarbeitet, weil es die richtigen Leute sind für eine gewisse Arbeit, ehrliche Menschen mit einem Gewissen, die hart arbeiten, weil ihnen Afrika am Herzen liegt und sie von Gott motiviert sind.

L. C.

Südafrika: Das Beste für alle

Ich sehne mich nach einem Südafrika, das frei ist von Angst, Hass und Habgier, von freien Männern und Frauen bewohnt. Dafür habe ich 50 Jahre meines Lebens eingesetzt, und noch sind wir so unendlich weit davon entfernt...

Was liegt denn hinter unseren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Ungerechtigkeiten? Es sind Stolz, Habgier, Überheblichkeit und Egoismus in den Herzen der Menschen. Was wir auch immer auf dem Gebiet der Politik unternehmen: Wenn wir den Kampf um die Herzen der Menschen nicht gewinnen, werden wir den Kampf für eine neue Nation nicht gewinnen können. Und dies bedeutet für mich ein Ringen um meine eigenen Leute. Bei den Auseinandersetzungen mit den Menschen jeder Partei geht es um die Frage nach den wahren Motiven des einzelnen. Im Gespräch mit verschiedenen Menschen, die den unterschiedlichsten Parteien angehören, bin ich zum Schluss gekommen, dass wir aufrichtig zugeben müssen, dass wir zwar Gutes wollten für die Schwarzen, für uns Weisse aber das Beste.

Der grundlegende Kampf

Dies ist der grundlegende Kampf, den ich mit jedem führe, den ich treffe: Dies ehrlich zuzugeben, dass wir sicherlich Gutes für die andern wollten, aber bestimmt das Beste für unsere eigenen Leute. Ohne grundlegende Änderung in den Menschen wird es in unserem Land keine Veränderung geben.

Kurz vor meiner Abreise unterhielt ich mich mit einem Mann, der sehr ausgeprägte Ansichten hat und die Meinung vertrat, wir Weissen hätten keinen Grund, uns zu schämen. Ich sagte zu ihm: «Eines Tages werden wir beide vor dem höchsten Richter stehen. Werden Sie auch dann noch auf Ihrer Meinung beharren? Ich selber werde sagen: «Gott, sei mir Sünder gnädig!»»

Und jetzt noch etwas, was die übrige Welt angeht: Ich bin dankbar, dass sich alle für Veränderung in Südafrika einsetzen. Wir brauchen diesen Druck von aussen, damit die Dinge anders werden.

Ich habe nur einen Wunsch: dass es ein intelligenter, hilfreicher Druck sein möge, der auf intelligente Art und Weise ausgeübt wird, wie dies eine Zeitlang auch der Fall war. Doch scheint er jetzt zur Sturmflut zu werden, und ich fürchte, er könnte anstelle der verantwortungsbewussten Radikalen – ich spreche absichtlich nicht von Gemässigten, sondern von den verantwortungsbewussten Radikalen – jene emporkirbeln, die brandschatzen, schiessen und töten, ohne zu wissen, was sie tun. Denn ich glaube nicht, dass darin eine Hoffnung für eine Zukunft in Demokratie und Freiheit für uns alle liegt. Darum bitte ich Sie: Während Sie diesen Druck ausüben, geben Sie acht, dass Sie nicht bei uns in Südafrika etwas herbeiführen helfen, was Sie sich für Ihr eigenes Land nicht wünschen.

B. H.

Familie: Besser als die



Wer hat das

Catherine:

Schon als sehr junges Mädchen habe ich bemerkt, wie viele Frauen der vorangehenden Generation hin- und hergerissen waren zwischen ihrer Mutterrolle und den intellektuellen und beruflichen Möglichkeiten, auf die sie durch ihre Ausbildung vorbereitet worden waren. Ihre Ehemänner hingegen konnten problemlos eine interessante berufliche Laufbahn mit den Freuden der Vaterschaft in Einklang bringen. Dies empfand ich als sehr ungerecht und hielt die Frauen für benachteiligt.

Als Jahre später mein Mann um mich anhielt, erzählte er mir viel von seinem Land, das ich nicht kannte, und was er in den USA alles zu tun gedenke. Ich erinnere mich, ihm zwei Gegenfragen gestellt zu haben: «Und die französische Kultur, wirst du dich auch dafür interessieren?» – «Bist du bereit, dich an der Arbeit im Haushalt zu beteiligen?»

Diese Fragen verrieten meine Sorge um den gegenseitigen Austausch, aber auch die Hoffnung, dass wir unser Familienleben ohne vorgefasste Ideen auf eigene Art gestalten würden – dass wir nicht einfach festgefahrene Rollen übernehmen mussten als Mann und Frau. Steve hat meine Erwartungen nicht enttäuscht, begann er doch gleich nach der Verlobung Französisch zu lernen. Später übernahm ich dann den Grossteil der Arbeit mit den Kindern, weil wir beide spürten, dass es damals für alle die beste Lösung war. Die Möglichkeit, dies selber zu wählen und zusammen zu beschliessen, war für mich sehr befreiend.

Die früheste Kindheit unserer beiden Söhne spielte sich in einer ziemlich grossen Stadt im Mittleren Westen der USA ab. Die

beste Fürsorgeeinrichtung

Oft hängen Neuerungen und Veränderungen in der Gesellschaft von der Änderung im Leben eines einzelnen ab – und diese wiederum beginnt oft in der Familie.

Deshalb trafen sich zum siebten Mal eine ganze Anzahl Familien, die aus Europa und sogar aus Neuseeland, Uganda, den USA, Thailand und der Türkei angereist waren, zu einer Familienkonferenz in Caux.

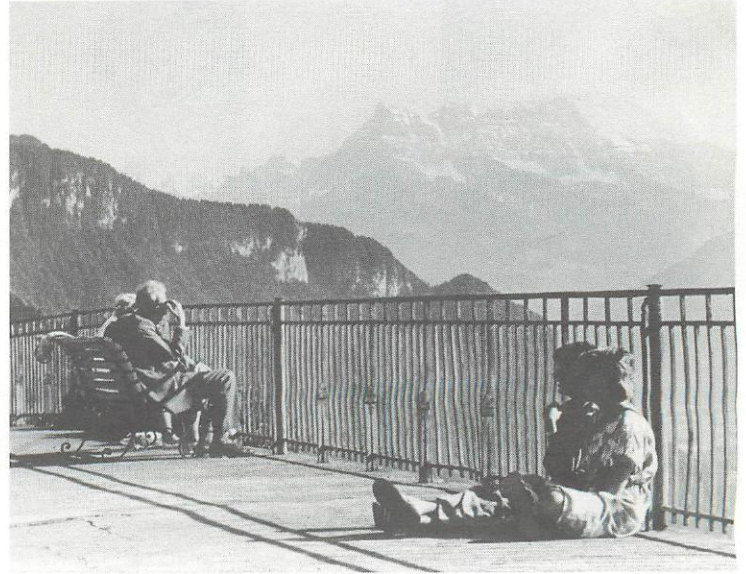
«Die Familie ist der Grundstein», sagte eine Mutter aus Holland an der ersten Sitzung. «Wenn Familien zerbrechen, kann der Staat nicht in die entstandene Lücke springen. Er hat dazu weder die Mittel, noch kann er den geistigen, gefühlsmässigen Ersatz bieten. Experten erklären heute, für Kinder sei sogar die schlechteste Familie besser als die besten Fürsorgeinstitutionen.»

Charles Piguet, Vorsitzender der Elternvereinigung des Kantons Waadt, benützte einen anderen Vergleich: «Mit der Forschung in Sachen Familie und Beziehungen innerhalb dieser Einheit geht es ähnlich wie mit der Erforschung der Vor- und Nachteile von Muttermilch: Man hat langwierige, kostspielige Studien über Säuglingsnahrung jeglicher Art machen lassen, hat die verschiedensten Sorten Milchpulver erfunden, und nach diesen aufwendigen Untersuchungen verkünden die Wissenschaftler eines Tages, sie hätten die äusserst wichtige Entdeckung gemacht, dass Muttermilch weitaus das Beste sei für Säuglinge. Dies bedeutet nicht, dass die viele Forschungsarbeit unnütz gewesen sei. Aber ich glaube, unsere Gesellschaft macht ähnliche Umwege im Gebiet der Familie: Man versucht es mit der Ein-Eltern-Familie, probiert Wohngemeinschaften aller Art aus, sucht nach irgendwelchen Tricks, mit denen man ohne diese anspruchsvolle Familienzelle auskommen könnte, und zum Schluss beweisen es Statistiken und Forschungsarbeiten: Die Familie, diese erste Zelle der Gemeinschaft, ist die Grundlage der Gesellschaft.»

Piguet fährt fort: «Auch in der heiklen Frage von Beginn und Ende des Lebens wendet sich ein Arzt – wenn er entscheiden muss, ob ein Sterbender an alle Apparaturen angeschlossen bleiben oder ob man

auf gewisse Möglichkeiten verzichten soll – an die Familie. Und auch Fragen der Geburt werden in der Familie besprochen, sofern dies möglich ist. Es gibt also nur eines: Wir müssen die Familie «funktions-tüchtig und lebensfähig» machen; sonst laufen wir Gefahr, uns im Kreise zu drehen, ohne jemals die Probleme des Gemeinschaftsverhaltens lösen zu können.

Eine Familie ist etwas Diskretes, Einmaliges. Wenn ein Vater beschliesst, sich Zeit zu nehmen, um mit den Kindern eine Bergtour zu machen, so ist darüber keine Meldung in der Tagespresse zu finden; auch über das Gespräch am Frühstückstisch nicht – und doch ist es so wichtig. Auch die Entschlossenheit, mit der einzelne Menschen sich in der Gesellschaft für die Familie einsetzen, ist nicht aufsehenerregend, und doch bin ich überzeugt, dass solcher Einsatz auf die Dauer unsere Zukunft beeinflussen wird. ▶



Alt und Jung angesichts der Berge

letzte Wort?

Stadt war neu für uns, und unser Quartier war tagsüber fast ausgestorben. Ich war eine der wenigen Mütter, die daheim waren. Da meine eigene Familie Tausende von Kilometern entfernt war, litt ich sehr unter Vereinsamung. Anfänglich suchte ich den Grund darin, dass ich eine Fremde war, musste dann aber feststellen, dass junge amerikanische Mütter dasselbe durchlitten.

Ich begann, unsere Erfahrungen mit der täglichen Besinnung und dem Horchen auf Gott weiterzugeben, da meine Aufgabe als Ehefrau und Mutter dadurch immer wieder sehr erleichtert worden war. Jetzt habe ich viele Kontakte mit verschiedenen Frauen – verheirateten und ledigen, Hausfrauen und Berufstätigen.

Eine meiner Bekannten, mit einem überbeschäftigten Mann verheiratet, flüchtete vor der Vereinsamung in eine hektische, freiwillige Wohltätigkeitsarbeit, so dass sie bald keine Zeit mehr fand für ihre Kinder und den Haushalt. Als sie eine neue Orientierung für ihr Leben fand, konnte sie ihren beiden Söhnen zum ersten Mal zu festen Zeiten eine warme Mahlzeit vorsetzen.

Eine Frau in einer verantwortungsvollen Stellung, die davon träumte, als erste Frau Vizepräsidentin ihres multinationalen Unternehmens zu werden, beschloss eine Beförderung abzulehnen. Mit der Zustimmung ihres Mannes – und unter Verzicht auf jeglichen Lohn während des ersten Jahres – startete sie statt dessen ein Unternehmen, welches arbeitslosen Berufsleuten Stellen vermittelt.

Andere Ehepaare, die auch so überbeschäftigt waren, dass sie einander nur noch gelegentlich über den Weg liefen, begannen,

sich Zeit zu nehmen, um ihre Probleme zu besprechen und nachzudenken, wie sie gemeinsam Freunden und Nachbarn helfen könnten.

Alle diese Frauen brauchten von mir keine guten Ideen oder Ratschläge – was wir hingegen alle brauchen, ist die Zeit des Horchens und des Gedankenaustausches, der so wichtig ist, weil für uns daraus täglich schöpferisches Leben erwächst.

Steve:

Sie kennen sicher die Geschichte jenes Ehepaares, wo der Mann immer das letzte Wort hatte: «Ja, meine Liebste!»

Bei uns ist es nicht so. Wir haben hart daran gearbeitet, um so weit zu kommen, dass weder Catherine noch ich das letzte Wort haben, sondern Gott.

Das heisst praktisch, dass wir täglich eine Zeit der Stille halten und einander auch unsere Gedanken erzählen. Wir beschliessen, einmal pro Woche alleine miteinander auszugehen, um Zeit füreinander zu haben und um gewiss zu sein, dass wir alle Fragen und Anliegen unter Gottes Führung klären können.

Wir sind ein europäisch-amerikanisches Paar und haben beschlossen, unsere Kinder zweisprachig zu erziehen. Ich habe eine tiefe Überzeugung dafür, denn viel mehr Amerikaner sollten wenigstens eine Fremdsprache können, damit wir auch zu andern Kulturen Zugang haben und offen werden für den Reichtum und die Vielfalt der Welt. Denn wir werden in den Vereinigten Staaten meiner Meinung nach nicht imstande sein, die grossen, uns auferlegten Verantwortungen im richtigen Sinn zu tragen, wenn wir zu dieser Anstrengung nicht bereit sind.

Catherine + Steve Dickinson, St. Paul, USA

Die Familie ist etwas Universales. Die Welt ist in Blöcke verschiedener politischer und wirtschaftlicher Systeme aufgeteilt, aber in der UdSSR, in China, in Afrika, Amerika, in der Bundesrepublik und in der Schweiz kommen Kinder zur Welt, wenn es zwei Eltern so wollen. Dies ist ein universeller, verbindender Faktor. So könnten auch neue Ideen für Ost und West durch unser Verhalten im Schoss unserer Familien verbreitet werden, da dies durch politische Kontakte und Wirtschaftskanäle immer schwieriger wird.»



Das norwegische Ehepaar Engebretsen mit seinen weisen Freunden aus dem Puppentheater

Auch Themen wie «die Rolle des Vaters» und «die Frage der Autorität» wurden diskutiert. André Dunant, Präsident der internationalen Vereinigung der Jugendrichter aus Genf, sagte: «Ich bin Familienvater, meine Frau und unsere drei Kinder sind heute auch hier. Aufgrund meiner zwanzigjährigen Erfahrung in meinem Amt als Jugendrichter kann ich nur bestätigen, was die Psychologen über die schwierige Aufgabe der Eltern sagen. Der Elternberuf ist einer der schwierigsten überhaupt, und sonderbarerweise ist er einer der seltenen Berufe, für deren Ausübung keine Ausbildung verlangt wird! Es gibt keine Lehrzeit, und diejenigen, welche an Elternkursen teilnehmen, wissen zum vornherein, dass es nachher darum gehen wird, das Gelernte selber zu erforschen, zu suchen und zu verbessern.

Wir Jugendrichter erleben täglich, dass die schlimmsten Schäden, die den Jugendlichen zugefügt werden, weder von einem Mangel, noch von einer Überdosis Autorität herrühren, sondern daher, dass eine sogenannte Autoritätsperson darin dauernd von einem Extrem ins andere verfällt. Beispiel: Ein sehr autoritärer Vater sagt zu seinem zwölfjährigen Sohn: «Weil du das und das angestellt hast, darfst du heute nachmittag nicht aus dem Haus, unter gar keinen Umständen. Du machst jetzt deine Aufgaben und bleibst in deinem Zimmer, verstanden!» Eine halbe Stunde später sagt dieser Vater zu dem Jungen: «Ich weiss schon, dass du nicht hinaus darfst, aber bitte geh doch schnell zum Kiosk und kauf mir die Zeitung und ein Päckchen Zigaretten!» Was immer der Knabe auch tut, einen der beiden Befehle des Vaters wird er missachten müssen. Der Vater widerspricht sich selber. Noch häufiger als Befehl und Gegenbefehl vom gleichen Elternteil stösst man auf den Mangel an Einigkeit unter den beiden Eltern: Der Vater verbietet etwas strengstens, die Mutter erlaubt es, oder umgekehrt.»

André Dunant fährt fort: «In unserer Arbeit mit jungen Menschen sind auch wir manchmal versucht, ihnen gefallen zu wollen, unseren Standpunkt nicht durchsetzen zu wollen, um ihnen sogenannt «näherzukommen». Das ist falsch, denn es ist ausserordentlich wichtig, fest zu bleiben – mit einer natürlichen, wohlwollenden Autorität allerdings, aber kompromisslos –, sofern man spürt, dass dies im Interesse des Jugendlichen liegt.»

Peter Thwaites

«Viele Familien in Holland leben sehr abgeschirmt von der Aussenwelt. Wir entschieden uns, eine offene Familie zu sein und laden regelmässig andere Menschen und ganze Familien zu uns ein. Da wir bei uns, wie in den meisten europäischen Ländern, viele Flüchtlinge haben, wurden wir von der Kirchgemeinde angefragt, ob wir uns um eine vietnamesische Familie kümmern könnten, damit sie die holländische Lebensart verstehen lernen und sich so besser einleben könnten. Obwohl es der Sprache wegen am Anfang schwierig war, hat sich im Laufe der Jahre eine dauerhafte Freundschaft zwischen unseren Familien ergeben.»

*

Das Programm der Konferenzwoche war abwechslungsreich gestaltet: Nach dem Frühstück freuten sich Kinder und Erwachsene auf die täglichen Weisheiten der verschiedenen Freunde im Puppentheater.

Während die Erwachsenen dann in der Plenarsitzung die obenerwähnten Themen anschnitten, betätigten sich die Kinder in verschiedenen Ateliergruppen beim Modellieren, Zeichnen und Malen, Erlernen von Volkstänzen, Spielen, Backen, Photographieren, Musizieren und vielem mehr.

*

Zwei englische Brüder halfen mit ihrer kleinen Schwester, wie viele der Kinder, unaufgefordert und mit grossem Eifer beim Servieren im Speisesaal mit. Ihre Mutter kommentierte vor der Abreise: «Aha, drei sagen, dies seien die schönsten Ferien gewesen – wohl weil sie spürten, dass sie etwas für andere tun konnten.»

*



Die Familien lernen Worte, Melodie und Gestik eines neuen Liedes

Der letzte Unterhaltungsabend brachte eine grosse Zahl an Darbietungen. In kurzen, selbstgeschriebenen Aufführungen, in Liedern, Tänzen und lange eingeübten Musikdarbietungen, kam etwas von den schöpferischen Gaben zum Vorschein, die in vielen Familien vorhanden, oft aber nicht angezapft werden.

*

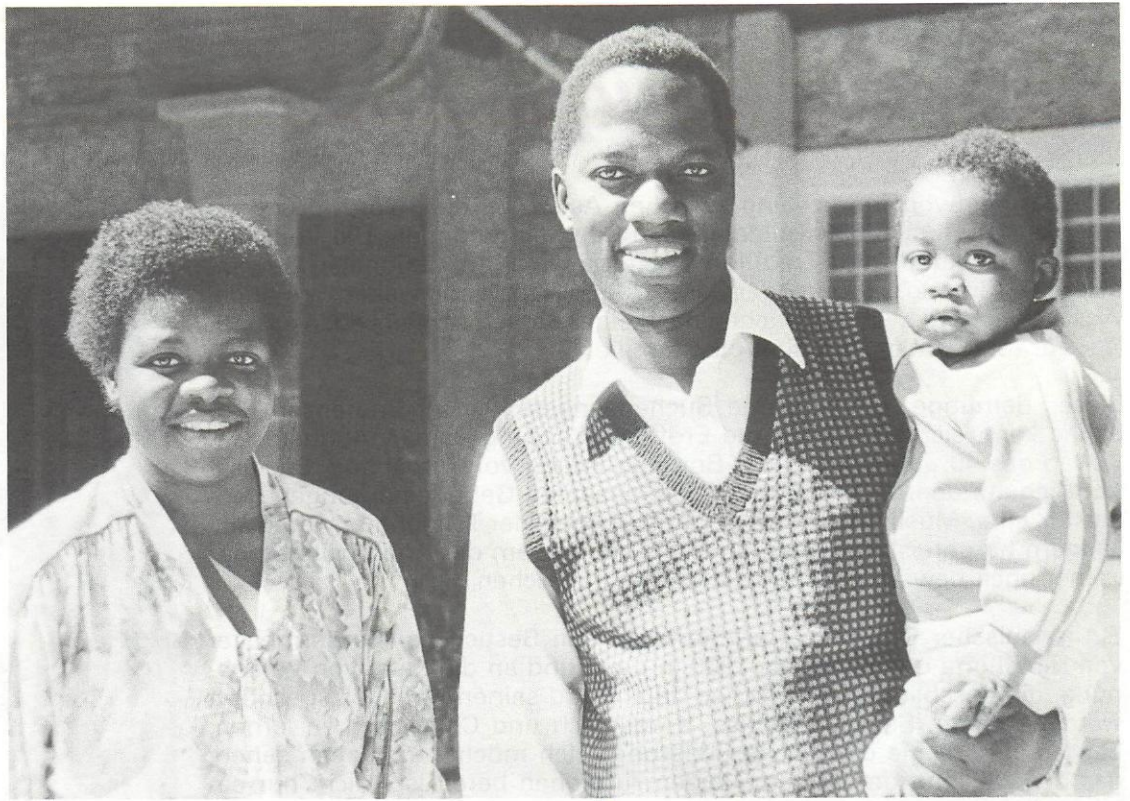
«Vor vielen Jahren», berichtete eine Schweizer Hausfrau, «als ich Probleme hatte und mich einmal sehr unglücklich fühlte, begann ich Schokolade zu essen, um mich damit zu trösten. Es half aber nicht, und ich hatte nachher bloss ein schlechtes Gewissen. Als meine neunjährige Tochter aus der Schule kam, dachte ich, ich sollte es ihr erzählen, und sagte: «Ich war unglücklich, und da habe ich von der Schokolade gegessen. Jetzt ist es mir gar nicht recht, und es tut mir leid.» Das Kind schaute mich nur an, sagte aber nichts. Und doch fühlte ich mich innerlich befreit.

Viele Jahre später – als sie erwachsen war – sagte sie einmal: «Weisst du noch, Mutter, wie du mir erzähltest, du hättest Schokolade gegessen?» Natürlich erinnerte ich mich. «Weisst du», fuhr sie fort, «es hat mir damals sehr viel bedeutet, dass du nicht einer erwachsenen Person, sondern gerade mir dies anvertrautest.»

Unser Porträt:

Familie Sibare aus Simbabwe

Steven erzählt:



Mein Vater war Bauer. Auf unserem Stück Land baute er Mais, Erdnüsse und gelegentlich Baumwolle an; genug für die Ernährung einer Familie mit zehn Kindern und für einen Überschuss zum Verkauf. Aus dem Erlös konnte er unsere Erziehung bezahlen. Aber wir Kinder halfen alle mit und mussten schwer arbeiten.

Nach der Primarschule und zwei Jahren Sekundarschule konnte mein Vater für mich nicht mehr bezahlen, und so musste ich mitverdienen. Zuerst arbeitete ich kurz als kaufmännischer Angestellter, dann länger als Lagerchef und schliesslich als Kassier einer Filiale einer Supermarkt-Kette.

1976 hörte ich durch unseren Pfarrer von der Moralischen Aufrüstung und erkannte bald, dass ich als Christ, der seinem Lande dienen wollte, mein Leben in Ordnung bringen musste:

Ich musste meinem Vater, der ein sehr vorteilhaftes Bild von seinem Sohn hatte, die Wahrheit über seinen Sprössling sagen. Er dankte mir. Ich musste mich bei einer Mitarbeiterin, die ich gehasst hatte, entschuldigen und eine Sammlung Kugelschreiber, die ich im Verlaufe d. Zeit aus dem Geschäft hatte mitlaufen lassen, zurückbringen. Durch all das wurde ich frei und fand eine innere Autorität.

Einer der für die Sicherheit in den Filialen verantwortlichen weissen Angestellten machte uns Vorwürfe, in unserer Filiale würde viel und hauptsächlich von Schwarzen gestohlen. Ich entgegnete, Stehlen sei eine Frage des Charakters und nicht der Hautfarbe, was zu einer beträchtlichen Diskussion führte. Kurz darauf ertappte man den Sohn des Direktors der Supermarkt-Kette bei einem Diebstahl in unserer Filiale. Der Schwarze, der ihn gefasst hatte, wurde kurzerhand entlassen. Aber weil ich selbst eine neue Haltung gefunden hatte, konnte ich solche Dinge ohne Bitterkeit bis zu einem gerechten Ende durchkämpfen.

Ich schrieb auch an den Justizminister in der damaligen Regierung von Ian Smith, der viele Schwarze ins Gefängnis gesteckt hatte. Mit andern, die diesen Kampf um das Land auszufeuchten begonnen hatten, besuchte ich den Minister verschiedene Male, und wir berichteten ihm von unseren Erfahrungen. Dieser Mann wurde ein Freund, der unseren Einsatz verstand und schätzte. Aufgrund all dieser Erfahrungen kam mir der Gedanke, meine Arbeit aufzugeben und mich ganz für die moralische Aufrüstung des Landes einzusetzen – für Versöhnung zwischen Mensch und Mensch und zwischen den Menschen und Gott. Es war ein Opfer, die Stelle aufzugeben, aber ich wusste, dass Gott es wollte.

In den Jahren 1976 bis 1979 zeigten wir den Führern und Angehörigen aller Parteien Filme der Moralischen Aufrüstung und berichteten

ihnen von unseren Erfahrungen von Versöhnung. Wir taten dies in Simbabwe, Südafrika, Namibia, Transkei und Grossbritannien.

1979, als der Krieg in Simbabwe seinen Höhepunkt erreicht hatte, wurde das Haus meiner Eltern praktisch zerstört. Ich fühlte, dass ich für die Meinen sorgen musste. So arbeitete ich von da an während fünf Jahren als Direktor einer Kette kleiner Supermärkte in einer Stadt, wo der Abbau von Chrom die Hauptindustrie darstellte. Dabei setzte ich mich natürlich weiter für Moralische Aufrüstung ein. Es galt, die Antwort Gottes auf Korruption, Stammesfehden und Rassismus zu bringen.

In jener Stadt traf ich meine Frau. Ich hielt nicht in der traditionellen Art um ihre Hand an. Ich fragte sie, ob sie mein Partner im Dienst an Gott und unserem Land sein wolle. Da sie weitab im Busch als Primarlehrerin tätig war, erhielt ich ihr Jawort erst nach vier Monaten. 1983 heirateten wir. Unser jetzt 17monatiger Sohn heisst Farai, das bedeutet: «Sei glücklich».

Die grössere Sicherheit

Angesichts der Lage in Afrika hatten wir beide die Überzeugung, vollzeitlich in unserem Schulungszentrum der Moralischen Aufrüstung – der Coolmoreen-Farm in Gweru – zu arbeiten. Der Entschluss fiel uns nicht leicht, denn meine vorherige Arbeit im Geschäft hatte uns viele Vorteile gebracht: ein zum Teil möbliertes Haus, ein bis zwei Autos samt Fahrern, kostenlose Krankenpflege und vieles mehr. Schwierig war auch, dass unsere Familie auf unsere materielle Unterstützung zählte. So brachten sie und wir wohl ein Opfer, aber wir gewannen die viel grössere Sicherheit der Berufung Gottes. Etwas aufzugeben, war eines. Das andere war, die Verantwortung für dieses Zentrum und die Menschen dort zu übernehmen, damit es wie ein Leuchtturm für unser Land sein kann. Im letzten halben Jahr erlebten wir auf wunderbare Weise, wie Gott auch in dieser Aufgabe in jeder Beziehung hilft.

In Afrika wollen wir vor allem in zwei Richtungen arbeiten. Wir möchten der Jugend helfen, weil sie die Zukunft darstellt, und den Familien, die die Grundlage einer Nation ausmachen. Wir arbeiten mit vielen Familien in unserer Gegend zusammen, die durch ihre Erfahrungen den Menschen um sie herum Gottes Willen nahebringen wollen.

Als nächster Schritt werden meine Frau und ich uns mit unserem Sohn für einen mehrmonatigen Einsatz und weitere Schulung nach Indien begeben, bevor wir uns wieder an die Arbeit auf der Musterfarm und die Programme für Jugendliche und Familien in Simbabwe machen.

Treffpunkt der Kontinente:

Zu einem einwöchigen Dialog zwischen Asien, Europa, Nord- und Südamerika hatten sich 500 Teilnehmer in Caux eingefunden. Die Verschiedenheit von Kultur und Tradition stach, da viele ihre nationalen Gewandungen – Kimono, Sarong oder Sari – trugen, schon von weitem ins Auge. Was sie vereinte, war das Suchen nach einer gemeinsamen Lebensgrundlage für ihre Länder und die Völkerfamilie.

Dieses demütige, gemeinsame Suchen angesichts der immensen Probleme kennzeichnete schon die Eröffnungssitzung vom 7. August, dem Vortag des 40. Jahrestages der Bombardierung von Hiroshima. Die Session begann denn auch mit dem gemeinsamen Gebet einer jungen Buddhistin, einer Muslimin und einer Christin. Viele der Teilnehmer waren aus Ländern hergereist, in denen noch bis vor kurzem der Krieg wütete oder immer noch bewaffnete Feindseligkeiten herrschen.

Ein japanischer Delegierter erinnerte an den Besuch der Bürgermeister von Hiroshima und Nagasaki 1950 in Caux und an die Kette von Versöhnung, die anschliessend zwischen Japan und seinen Nachbarn geknüpft werden konnte. Sein Entschluss, Koreanisch und Chinesisch zu lernen, bewies, dass seine öffentliche Erklärung: «Ich möchte ein Japan sehen, das der Welt mit demütigem Herzen zu dienen bereit ist» nicht nur ein Lippenbekenntnis war. Eine angesehene Landsmännin, die viel zur Heilung der Beziehungen zwischen Japan und seinen Nachbarn beigetragen hatte, erklärte: «Asien hat Japan wieder aufgenommen. Aber wir müssen auf dem Weg der Änderung weiterschreiten. Zusammen mit der übrigen Welt müssen wir Verantwortung für das Geschehen in Asien übernehmen. Ich möchte, dass Asien nicht mehr als Inbegriff von Armut, Spaltung und Krieg angesehen wird.»

Das Verständnis zwischen den Ländern wuchs, weil jeder bemüht war, sich in die Situation der andern einzufühlen und einzuleben. Eine Libanesin berichtete, wie sie und ihr Mann sich jeden Morgen zuerst übers Radio vergewissern müssen, dass die Strassen sicher sind, bevor sie das Haus verlassen. Die Gattin eines Diplomaten aus einem andern Land beschrieb ihre Situation: «An einigen Orten sind es bei uns Kinder, die Bomben werfen. Auf dem Weg offizieller Diplomatie kommt man dem nicht bei. Um verletzten Stolz und tiefere Wunden zu heilen, muss man den Weg zum Herzen der Menschen finden.»

Eine Sitzung stand unter dem Thema «Neue Wege der Diplomatie». Eine ganze Anzahl Teilnehmer erzählte, wie sie ihre Wohnungen und Häuser benutzen, um verfeindete Menschen verschiedener Parteien und Ansichten zusammen- und ins Gespräch miteinander zu bringen.

Bande der Freundschaft wurden auch geknüpft, wenn Gäste aus Laos, Indien, Malaysien, Japan, Kambodscha, Uruguay, Chile, den USA und Europa miteinander Mahlzeiten zubereiteten, zusammen speisten und Lieder aus ihren Ländern zum besten gaben – oft im Freien unter den schattenspendenden Kastanienbäumen.

Die asiatischen Teilnehmer trafen sich jeweils am Nachmittag zur Diskussion über nationale und zwischenstaatliche Probleme. Blockierte Beziehungen konnten in offener Aussprache bereinigt und der Weg zu frischen Einsichten und Initiativen freigelegt werden. Die Teilnehmer fassten die Ergebnisse des vielschichtigen Konferenzgeschehens, bestehend aus Vollversammlungen, Seminaren, Gruppendiskussionen und persönlichen Begegnungen, sehr verschieden zusammen:

«Was würde es in Weltangelegenheiten bedeuten», fragte ein australischer Journalist, «wenn jeder Vertreter seines Landes an internationalen Begegnungen die Versäumnisse und Fehler seiner eigenen Nation zugäbe, wie dies hier geschieht, statt immer die andern zu beschuldigen?» Als «eine grosse Universität, nicht zuletzt für die Kunst der Versöhnung» bezeichnete ein Professor aus dem Mittleren



Osten Caux. «Wir erfahren hier vieles, von dem wir keine Ahnung haben», meinte ein Amerikaner. «Indem wir uns gegenseitig entdecken, können wir einen Kern des Vertrauens schaffen. Wir brauchen einander.»

Aus Sri Lanka war eine Gruppe angereist, die sich in Caux mit Landsleuten, die fernab der Heimat leben, traf, so auch mit dem Vizepräsidenten der in Übersee lebenden Bürger dieser Insel. Sie führten im Verlaufe der Konferenz auch Besprechungen mit dem Botschafter Indiens in Bern, Thomas Abrahams, und dem Botschafter Sri Lankas in Genf, Jayanta Dhanapala, die beide zu einem Tagesbesuch gekommen waren.

Süden sprach mit Süden, wenn Menschen aus Ländern Asiens untereinander oder mit Vertretern aus Südamerika und Afrika ihre Erfahrungen und Erwartungen besprachen.

Es kam aber auch zum Nord-Süd-Dialog zwischen Europäern, Nordamerikanern und Vertretern der andern Kontinente. Ein finnischer Geschäftsmann rechnete scharf mit gewissen Praktiken europäischen Wirtschaftsgebens ab. «Wenn man viel herumreist, wird man sich der ungeheuren Anmassung unserer Wohlfahrtsstaaten bewusst», ▶

Asien, Nord- und Südamerika und Europa

Libanon: Entschlossene Minderheit für den Aufbau

Von Frank Buchman stammt der Ausspruch: «Eine ungehetzte Zeit der Stille jeden Morgen ist die unentbehrliche Basis, wenn man eine neue Welt bauen will.» Nicht ohne Widerstreben begann ich vor einigen Jahren mich darin zu üben, nach Gottes Weisungen zu handeln. Es war ein langer Weg.

Gott hat in mir den Wunsch nach Frieden und Einigkeit in meinem Lande geweckt. Das hat mich veranlasst, zusammen mit Freunden gewisse Initiativen zu ergreifen, die der Versöhnung im Libanon dienen sollten und die manchmal voller Risiken und Gefahren waren. Das letzte Unternehmen war ein Treffen in Zypern, zu dem sich 20 Libanesen der verschiedensten Gruppierungen zusammenfanden. Das allgemeine Verlangen nach Einigkeit zeigte sich darin, dass wir zum Abschluss der fünftägigen Begegnung sogar gemeinsam beteten.

Bedeutend schwieriger ist es, die Aufgabe, zu der wir uns berufen haben, in der täglichen Routinearbeit zu erfüllen: Als Anwalt hatte ich unlängst eine einfache Formalität in einem Regierungsbüro zu erledigen. Der dortige Beamte unternahm aber nichts, sondern wartete auf einen «Beitrag in seine eigene Tasche». Dazu war ich aber, da dies gegen meine Überzeugung geht, nicht bereit. Ich musste dieses Büro zweiundfünfzigmal aufsuchen, bis ich die Sache erledigen konnte. Ich schilderte diese Erfahrung später in einem Brief dem Präsidenten unseres Landes. Darauf rief er mich an und bat mich, zu einem Gespräch zu ihm zu kommen. Da ich in dieser Sache fest geblieben war, besass ich auch die nötige Autorität, um mit ihm über all dies zu sprechen.

sagte er. «Wir erklären, wir seien bereit zu helfen. Doch in der Praxis darf dann diese Hilfe um keinen Preis unseren Lebensstandard und unsern Wohlstand beeinträchtigen. Auch unsere sogenannte Partnerschaft mit den Entwicklungsländern erweist sich sehr oft als Bluff», sagt er, «wenn wir von ihnen nichts anderes begehren, als billige Rohstoffe und Bodenschätze.» Er unterstrich: «Es ist deshalb ganz klar, dass es bei den Problemen von Hilfe, von Bekämpfung des Hungers und bei Handelsbeziehungen einen geistigen und moralischen Kampf geht.» Es mache ihn krank, westliche Geschäftsleute mit «unseren Autos, unserer hochentwickelten Industrie, unserem Wohlstand und unserer Finanzkraft» prahlen zu hören – als ob wir das ganz allein unseren Tugenden zu verdanken hätten.

Die Amerikaner seien keineswegs mehr so sicher, die asiatischen Völker zu verstehen, betonte Richard Ruffin

Eine kleine, entschlossene Minderheit

Mein Büro in Beirut liegt direkt an der Demarkationslinie, welche die Stadt teilt. Wenn ich auf die paar verängstigten Männer und Frauen hinunterschaue, die es wagen, diese Grenzlinie zu überschreiten, frage ich mich, wer eigentlich unser Volk so gespalten hat und wer die Feindschaft immer erneut schürt. Offenbar ist es einer kleinen, entschlossenen Minderheit gelungen, dies zu tun. Was mein Land, was die Welt braucht, sind ebenso entschlossene Minderheiten von Männern und Frauen, die als Apostel der Einigkeit wirken. Vielleicht ist das eine der schwersten Aufgaben, die dem Menschen gestellt sind. Es ist eine Illusion zu glauben, oder auch nur zu hoffen, die Politiker könnten unsere Probleme lösen. Wir selber müssen die Kunst lernen, neue Wege zu erschliessen, auf denen unsere Völker einer Lösung näherkommen können. Diese Wege aber führen durch unser eigenes Leben. Darin liegt das Geheimnis von Caux, und darum bin ich mit sechs meiner Landsleute auch dieses Jahr hier.

Als Angehöriger der christlichen Minderheit im Nahen Osten habe ich dieselben Ängste wie viele. Doch kürzlich dachte ich: «Solange du nicht frei wirst von deinen Ängsten, wirst du die Wahrheit nicht erkennen und ihr nicht dienen können!» Dieser Gedanke verhalf mir zu einer grossen Befreiung, und er hat mir ermöglicht, tatkräftig an Bestrebungen für Versöhnung und dauerhaftes Übereinkommen mitzuwirken.

S., Libanon

aus Washington. «Wir haben in Asien Fehler gemacht, und wir werden wohl auch weiterhin Fehler machen.» Die USA erkennen nur langsam, dass grosse Entwicklungen in diesen Teilen der Welt sehr rasch vor sich gingen und dass es nur schwer möglich sei, schnell genug die nötigen Einsichten und Erkenntnisse für vernünftige Entscheide zu gewinnen. Wir müssen eine neue Dimension finden, um in den Krisenzeiten wirksam reagieren zu können. Dieses Erkenntnis sei auch an der internationalen Konferenz für Moralische Aufrüstung im Juni dieses Jahres in der «Georgetown University», Washington, sehr stark zum Ausdruck gekommen. «Dort haben wir versucht, das Herz der Amerikaner der Welt gegenüber zu öffnen und die Kluft zu schliessen zwischen der üblichen Rhetorik und der Realität des amerikanischen Lebens – zwischen dem Glauben, den wir zu leben vorgeben, und den Ängsten, die unser Leben beherrschen.»



Treffpunkt der Kontinente



«Nicht Waffen schaffen die Probleme, sondern Probleme zwischen Völkern können zur bewaffneten Aufrüstung führen. Darum müssen wir den Kern des Problems angehen: die Dinge, die uns trennen», betonte Staatssekretär Edouard Brunner vom Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (Rechts im Bild, im Gespräch mit Daniel Mottu, Genf).



Datuk Paduka Saleha binte Haji Mohammed Ali brachte eine Gruppe von Chinesen, Malayen und Indern aus Malaysia zu der Konferenz. Sie hatte schon 1949 an einer Tagung in Caux teilgenommen, «schüchtern und verwirrt» – wie sie sagt – und war dann aber «völlig verändert zurückgekehrt», worauf sie begann, sich Aufgaben der sozialen Wohlfahrt zu widmen. Sie war bewegt, als verschiedene Teilnehmer des diesjährigen «Treffpunkts der Kontinente» aus Laos, Kambodscha und Vietnam ihre Dankbarkeit dafür bekundeten, wie sie als Flüchtlinge in Malaysia aufgenommen worden seien. «Ich glaube, wir haben nicht genug getan. Ich kehre mit der Überzeugung nach Hause zurück, dass wir noch viel mehr tun müssen.»



Thailand: Neue Siedlungen

Das landwirtschaftliche Entwicklungsprojekt Khao-Kor liegt im Nordosten Thailands, einem durch den Grenzkrieg verwüsteten und entvölkerten Gebiet. Noch vor sieben Jahren lebten die wenigen Menschen, die nicht in die Stadt geflohen waren, in Erdlöchern. Heute findet man dort 900 Dorfbewohner, die dem Markt von Bangkok täglich 10 Tonnen Gemüse zuführen.

Der 29-jährigen Agrarexpertin Rosukon Poompanvong sind die Felder von Kohl, Erbsen und Spargeln zu verdanken. Als sie vor sieben Jahren zum ersten Mal in die Gegend kam, entsetzte sie der Zustand des Landes und der Menschen. Sie konnte Militärhilfe gewinnen und in dem noch unruhigen Gebiet ein Entwicklungsprojekt lancieren. Heute sind diese Felder ein Modell für das Land und ein Grund zur Hoffnung für viele Nachbarländer, die unter Nahrungsmangel leiden. Sobald in der Gegend relative Ruhe herrschte, wurde ein Aufruf an mögliche Siedler erlassen. Frühere Elendsquartierbewohner, Veteranen der Armee, Menschen aller Art – oft ohne Kenntnisse im Ackerbau – fanden sich ein. Bis sie einzelne Dörfer aufgebaut hatten, wohnten sie in gemeinsamen Unterkünften. Die Häuser mit je 3 Hektaren Land wurden den Familien durch das Los zugeteilt. Das Land ist heute vererbbar, aber unveräusserlich. Das Gebiet – früher bewaldet – ist gebirgig und erosionsgefährdet. An rund 60 Tagen im Jahr fällt Regen. Wenn man den Boden bewässert, ist er fruchtbar. Vier Ernten von Buschbohnen und K... pro Jahr sind möglich. Die Bohnen benötigen vom Stecken bis zur Ernte nur anderthalb Monate. In den 32 Dörfern wurden kleine Dämme gebaut, um das kostbare Regenwasser zurückzuhalten. Rosukon und ihre zehn Assistentinnen haben den Bewohnern beigebracht, wie man das Land terrassiert, Bäume pflanzt, Erosion verhindert und durch Rotation in den Kulturen die Fruchtbarkeit des Bodens erhält. Sie überwachen die sparsame Anwendung von Schädlingsbekämpfungsmitteln, um Bauern und Konsumenten zu schützen.

Moralische Entwicklung ebenso wichtig

Auch Marktforschung gehört zu ihren Aufgaben. So begann man Winterspargeln anzubauen, die einen sehr guten Erlös bringen. Zweimal wöchentlich werden alle Familien besucht, Saatgut, Dünger und Pestizide verteilt. Vom Gewinn liefert der Bauer 30 Prozent für die ihm gegebenen Produkte ab. Die Bezahlung von Werkzeugen, Pumpen und Haustieren geschieht in gleicher Weise.

«Meine Mutter kam aus einer reichen Familie», sagt uns Rosukon. «Ihr Mann verschwand mit allem Geld. So mussten wir Kinder hart arbeiten. An der Universität verfolgte mich immer die Frage, wie ich den Armen helfen könnte.» Bei einem ihrer ersten Besuche im Anbaugelände von Khao-Kor hatte der Fahrer sie gewarnt: «Die Armee wagt sich sonst in dieses gefährliche Gebiet.» Damals erlitt sie durch den Lärm eines explodierenden Geschosses einen Gehörschaden. Einige ihrer Freunde kamen in dieser Pionierzeit ums Leben. «Einer der Bauern war Alkoholiker», erzählt Rosukon. «Er misshandelte seine Familie. Wir brachten ihn jeden Morgen um 6 Uhr zur Arbeit. Als er nach 60 Tagen seinen Lohn erhielt, war er überglücklich. Er erzählte jedermann: «Schau, wie viel Geld ich selber verdient habe, seit ich nicht mehr trinke!» Andere folgten seinem Beispiel.»

«Der Wunsch nach Profit allein genügt nicht», fährt sie fort. «Ja, er führt zu Konkurrenzkampf und Korruption in einem Dorf. Es braucht moralisch-ethische Motivierung, die den Leuten hilft, zusammenzuarbeiten und gute Qualität abzuliefern. Darum bin ich nach Caux gekommen. Technischer Fortschritt ist nicht so schwer zu erreichen. Aber moralische, charakterliche Entwicklung ist schwierig und mindestens ebenso notwendig.» Bericht von Mary Lean

Wie sich in jüngster Zeit überall in der Welt gezeigt habe, lösten Einwanderung und Flüchtlingswesen sehr leicht Wellen von Rassegefühlen aus, welche die zuständigen Behörden unter Druck setzten, erklärte der australische Parlamentarier Philip Ruddock, der in der liberalen Oppositionspartei für Fragen von Einwanderung und ethnischen Minderheiten zuständig ist (Bild links). Deshalb sei für die Regierung wie auch für die Opposition eine durch keine rassenfeindliche Agitation verzerrte, menschenwürdige und gerechte Einwanderungs- und Minderheitenpolitik äusserst wichtig.

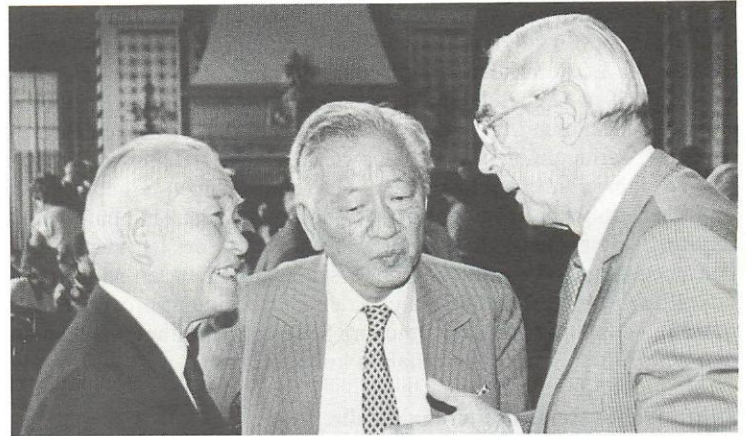
Mensch und Wirtschaft

Lichtpunkte der Hoffnung in einer Welt voller Spannungen – danach forschten die Teilnehmer am 12. Industrieseminar, das Ende August in Caux stattfand. Die Spannungen und Fragen, denen sie sich besonders zuwandten, waren

- das wachsende Unbehagen über die massive Arbeitslosigkeit, auch in Industrieländern
- die durch das erfolgreiche Exportstreben Japans herbeigeführten «Gleichgewichtsstörungen»
- der gefährliche «Sprengstoff», den die Armut der Drittweltländer darstellt

In einem angeregten Dialog zwischen Japanern, Amerikanern und Europäern stellte Dr. Frederik Philips aus Holland diesen Spannungen die Hoffnung, die er in Caux sieht, entgegen: «Wurden nicht in diesem Haus auf dem Berge Ansätze zu einem Ausweg aus anscheinend unlöslichen Konflikten gefunden? Ein Ausweg, der auf Änderung in den Herzen der Menschen beruht: Man denke nur an die ehemalige Erzfeindschaft zwischen Frankreich und Deutschland oder an den Konflikt in Südtirol und ähnliche Situationen.»

«Man kann frei atmen», meinte ein christdemokratischer Abgeordneter aus Frankreich, «und man schöpft neue Hoffnung nach den Enttäuschungen in der Politik, weil die Menschen nicht nur aufeinander, sondern auch auf Gott hören; weil der Wille zum Einsatz und zu Verpflichtung vorhanden sind. Deswegen können hier auch grosse Probleme angepackt werden.» Er sprach an der Eröffnungssitzung neben Fritz Hochmair, einem sozialdemokratischen Abgeordneten aus Österreich, der Caux als eine «moralische Tankstelle» in seinem oft überbeschäftigten Leben als Abgeordneter und Gewerkschaftsfunktionär bezeichnete. «Hier lernen wir, uns unserer Aufgabe zu stellen und die Stellvertreter-Mentalität abzubauen.» Ausgangspunkt zum obenerwähnten amerikanisch-japanischen und europäischen Dialog während des Industrieseminars war ein von der Philips AG verfasster Bericht, der Japan unter anderem vorwirft, durch «Undurchdringlichkeit» für ausländische Produkte und ausserordentliche Kreditfazilitäten unlauteren Wettbewerb zu betreiben. In der Diskussion räumte der gegenwärtige Vorsitzende des GATT (allgemeines Abkommen für Handel und Tarife) Kazuo Chiba – japanischer Botschafter in Genf – ein, dass ein Zusammenbrechen der GATT-Gespräche zur Zerrüttung des in der Nachkriegszeit aufgebauten Wirtschaftssystems und daher zu einem «Dschungelkrieg des Bilateralismus und Protektionismus» führen könnte. Japan wisse nun, und Premierminister Nakasone habe angeordnet, Handelschranken aufzuheben. Das Problem liege aber auch in der Mentalität der betroffenen Völker. In diesem Sinne wurde auch der amerikanische Arbeitsminister W. Brock zitiert, der kürzlich bemerkt habe, in dieser Frage hätten «beide Seiten ihr eigenes Haus aufzuräumen».



Minoru Takita, Mitbegründer des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften (links), mit Japans Botschafter N. Yoshida, Bern, und Frederik Philips, Eindhoven

bei sich anfangen und sich von dem in Caux oft zitierten Grundsatz «Nicht wer recht hat, sondern was richtig ist» leiten lasse. Dieser Grundsatz, betonte der Sprecher einer sechsköpfigen Delegation des japanischen Konzerns Toshiba, habe die Beziehungen innerhalb ihres Konzerns, die noch vor 15 Jahren sehr stürmisch gewesen wären, völlig verändert.

Minoru Takita, einer der Begründer des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften, gab in seinem Hauptreferat als Gastredner Anregungen zur Überwindung der Stagnation in der Beschäftigung. In seiner Einleitung erläuterte Takita, dass die japanische Gewerkschaftsbewegung zwar bereits 70 Jahre alt, aber erst nach 1945 frei und demokratisch geworden sei. Durch den Einsatz demokratisch eingestellter Gewerkschafter habe sich dann das japanische Konsenssystem herauskristallisiert, aufgrund dessen die Gewerkschaften sich für die Produktivitätssteigerung einsetzen, was wiederum zu einem hohen Lebensstandard und Beschäftigungsgrad geführt habe.

Eine geeignete Beschäftigung für jeden

So notwendig Arbeit für die soziale Entwicklung des Menschen auch sei, so schwierig sei es, die Arbeitsplätze in Westeuropa zu vermehren. Trotzdem müssten ausserordentliche Anstrengungen in dieser Richtung unternommen werden und müssten die Jugendlichen bevorzugt werden, erklärte Gastsprecher Dr. Gerrit Doeksen, Vorstandsmitglied von Internatio-Müller AG in Rotterdam, zum Thema: «Wie kann jedermann eine geeignete Beschäftigung finden?»

ARBEITSPLÄTZE – GRUNDBEDÜRFNISSE – HANDELSCHRANKEN

«Wir dürfen Japan keine Vorwürfe dafür machen, dass wir selber oft wenig geschäftstüchtig sind und unsere Regierungen, Bankwesen und Industrie oft nicht am gleichen Strick ziehen, wie sie es dort nun einmal tun», meinte Neville Cooper, Direktor der Standard Telephones & Cables aus England. «Die Lösung liegt nicht in irgendwelchen Beschränkungen», fuhr er fort, «sondern in der Erweiterung des Welthandels.» Er wies dabei auf den «Weltinfrastruktur-Plan» von Professor Nakajima vom Mitsubishi-Institut hin, den dieser vor vier Jahren auch in Caux unterbreitet hatte und in dem er Anregungen gibt, wie der Konkurrenzkampf zwischen Industrieländern in grossangelegte, gemeinsame Projekte für die Dritte Welt umgesetzt werden könnte.

Jens Wilhelmsen, der Japan dank mehrjährigem Aufenthalt kennengelernt hat, meinte, die Lösung liege wohl auch hier darin, dass jeder

Wie Änderung der Mentalität zur Schaffung bzw. zur Erhaltung von bedrohten Arbeitsplätzen geführt wurde, wurde in einer weiteren Sitzung durch konkrete Beispiele erläutert. Albert Benbow, Betriebsratsvorsitzender in einer Austin-Autovergaserfabrik in England, berichtete über seine konkreten Erfahrungen auf diesem Gebiet. Als Teil eines Sanierungsplanes der britischen Autoindustrie wurde die Belegschaft seines Betriebes vor einigen Jahren von 1600 auf 300 gesenkt. Um die letzten Plätze bangend und alarmiert durch die Möglichkeit einer Schliessung des ganzen Betriebes, suchte Benbow nach neuen Wegen und wurde in dieser Suche an einem Seminar der Moralischen Aufrüstung wesentlich angeregt.

Heute – fünf Jahre danach – hat der Betrieb eine bessere Produktivität, fertigt nebst den Vergasern und Benzin- auch noch Ölpumpen an ▶

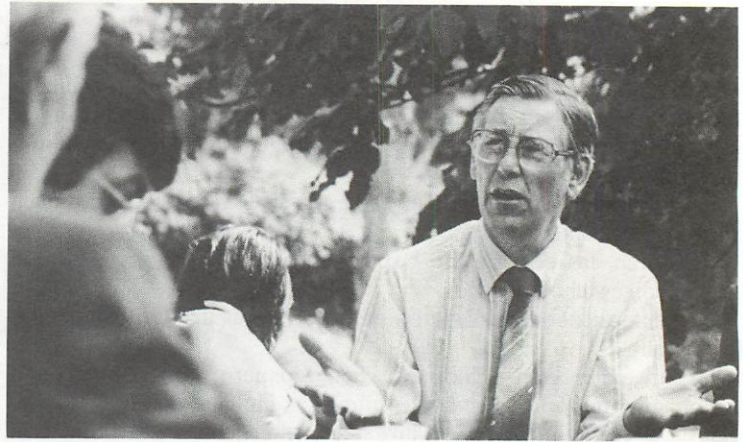
ARBEITSPLÄTZE – GRUNDBEDÜRFNISSE – HANDELSCHRANKEN

und konnte im laufenden Jahr für 80 Personen zusätzliche Arbeitsplätze schaffen.

Benbow erklärte: «Wenn man so tief sinkt, wie es bei uns der Fall war, dann hängt es von guten Initiativen und den richtigen Grundsätzen ab, ob man die Leute an der Arbeit behalten kann. Bei uns war es das Verdienst aller – der Belegschaft und der Betriebsleitung.» Er bedauert das «selbstgeschürte Klassenbewusstsein in den britischen Betrieben, das Verhandlungen oft so schwierig macht». Benbow, der vor einigen Jahren noch selbst einen vierzehnwöchigen ergebnislosen Streik angeführt hatte, nennt dieses Klassenbewusstsein heute «eine unserer schlimmsten Schwächen». Deshalb hatte er sich auch – frei von ehemaligen Vorurteilen – in verschiedenen heiklen Momenten tatkräftig in die Verhandlungen und den Entscheidungsprozess eingeschaltet, «damit wir von ganz unten im Schacht wieder heraufkommen und den Betrieb am Leben erhalten konnten.»

Dritte Welt – Herausforderung an alle

Andrew Webster, ein Unternehmer aus Kanada, griff die heikle Frage der nationalen Selbstsucht in Wirtschaftsbeziehungen auf. Er erinnerte daran, dass zum Beispiel Zuckerrüben in der nördlichen Hemisphäre so stark mit Staatszuschüssen unterstützt werden, dass deshalb dieser Zucker zur Hälfte des Rohrzuckerpreises verkauft werden kann. Dies verdamme Tausende von Menschen in tropischen Ländern zu auswegloser Arbeitslosigkeit.



Albert Benbow: Achtzig neue Arbeitsplätze...

Zu demselben Thema, «Wie können die Bedürfnisse der Armen der Welt befriedigt werden?», äusserte sich Olivier Giscard d'Estaing vom Management-Institut in Fontainebleau. Der Referent wies auf die mobilmachende Wirkung der Medien hin und mass Caux eine grosse Bedeutung als «meinungs- und mentalitätenändernde Kraft» bei sozialem Mitgefühl, wirtschaftliche Kompetenz und Grosszügigkeit auf einen Nenner bringen kann».

Peter Hintzen

Verhandlungen mit lauter Unbekannten

«Vor einiger Zeit wurde mir aufgetragen, eine Übereinkunft auszuhandeln, als unser Verhandlungspartner plötzlich starb. Nun musste ich 2400 km in eine mir unbekannt Stadt fahren, wo ich mit Arbeitgebern zusammentraf, die ich nie zuvor gesehen hatte, und mit einer Arbeitnehmerkommission, in der ich auch keinen einzigen Arbeiter kannte.

Als erstes ging es also darum, Vertrauen herzustellen: Bei der ersten Besprechung mit den Vertretern der Unternehmensleitung sagte man mir: «Wir beabsichtigen, die Kosten für medizinische Fürsorge zu reduzieren und die Löhne für drei Jahre einzufrieren.» Ich dachte: «Mensch, was machst du jetzt?» Und fragte mich, was ich tun könnte, um eine Vertrauensbasis herzustellen. So sagte ich zunächst, ich verstehe ihr Problem – obwohl ich das wahre Problem noch gar nicht begriffen hatte –, und fügte bei: «Könnten Sie mir alles noch genauer erklären?» «Gut», sagten sie, «wir haben früher 80% der ärztlichen Pflege übernommen, später sind wir auf 90% gestiegen, und jetzt richten wir 100% aus. Seither sind unsere Kosten um 600% gestiegen. Wenn wir so weitermachen, können wir in einem Jahr den Betrieb schliessen.»

Die Arbeiterkommission hatte Verständnis für das Problem, doch sagte ich ihnen: «Natürlich ist das ihr Problem, nicht unseres, aber die Frage ist, wie können wir dem Unternehmen helfen?» Das sagten wir auch den Arbeitgebern, die über unsere Reaktion höchst erstaunt waren. Eigentlich hatten sie erwartet – wie ich nachträglich erfuhr –, wir würden die Türen zuschlagen und vielleicht einen Streik ausrufen.

Da wir nun einmal unsere Hilfe angeboten hatten, setzten wir uns zusammen und arbeiteten einen ziemlich komplizierten Lösungsvorschlag aus, der für beide Seiten annehmbar schien. Dabei kannte ich doch keinen Menschen in dieser Fabrik vor dieser Geschichte! Ich war für alle «ein Fremder» und hatte ihr Vertrauen noch nicht. Ich freudete mich dann mit den Mitgliedern der Kommission, besonders mit zwei jungen Männern, von denen einer wildes, buschiges Haar hatte und der andere einen Ohrring trug, an. Ich sprach mit ihnen über die Vereinbarung, den Verlauf der Verhandlungen und bat sie, ihren Leuten zu sagen, dass wir von der Gewerkschaft zugestimmt hätten.



B. Rosenberg, Sekretär der Elektrikergewerkschaft (IBEW, Local 3), New York, mit Olivier Giscard d'Estaing, vom Management-Institut, Fontainebleau

Wie ich das nächste Mal hinfuhr, dachte ich – da mich die Leute ja nicht kannten –, sie hätten sicher schon zu allem nein gesagt. Dabei vergass ich zu erwähnen, dass das Unternehmen Lohnerhöhungen zugestanden hatte, die den Ausfall bei den sozialen Leistungen bei weitem wieder wettmachten; eine ganz erstaunliche Sache.

Sofort nach meiner Ankunft berichteten die beiden jungen Männer mir getreulichst: «Das Beste, was wir tun konnten, war zuzustimmen. Hätten wir mehr gefordert, protestiert, wären wir davongelaufen oder hätten einen Streik ausgerufen, so hätte die Firma sehr wahrscheinlich aufgeben und schliessen müssen. Von unseren Leuten haben 97% für den Vertrag gestimmt.» Das fand ich bemerkenswert, und als ich kürzlich wieder mit diesen beiden sprach und fragte, wie es so gehe, hiess es: «Prima, die Direktion ist jetzt dabei, die Arbeitsbedingungen in der Fabrik zu verbessern.» Später sagten sie, es sei für sie das erste Mal gewesen, dass in den USA eine Abmachung nach nur drei Sitzungen unter Dach war. Und man weiss, wie lange sich sonst solche Verhandlungen hinschleppen können!»

B. Rosenberg, New York

Bessere Wirtschaftlichkeit – wie?

«Die Lage in der Welt ist die logische Folge unseres Denkens und Handelns... Die meisten Menschen anerkennen hohe ethische Massstäbe. Aber in der Wirtschaft ist die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis besonders gross. Vielen ist gar nicht bewusst, dass Dienen gleichzeitig das Gesetz der Versorgung ist: Ein kunden- und qualitätsorientiertes Unternehmen, das bestrebt ist, den Kunden mit guten Leistungen zu dienen, ist erfolgreicher als eine einseitig gewinnorientierte Firma, die nur auf den eigenen Vorteil bedacht ist...»

Dienen und Verdienen gehören zusammen und sollten eine Einheit bleiben. Sobald wir Dienen vom Verdienen trennen, schaffen wir Disharmonie, Spaltung und Probleme. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass absolute moralische Massstäbe im Wirtschaftsleben einhergehen mit besserer Wirtschaftlichkeit:

- Ehrlichkeit macht alles viel einfacher,
- Unehrlichkeit macht alles komplizierter.

Ein Bankdirektor fragte mich kürzlich: «Was machen Sie nur, dass Sie bessere und preisgünstigere Wohnungen bauen und trotzdem mehr verdienen als andere?» Nie geht man fehl, wenn man das Beste gibt... Es gibt einen Meisterplan für jeden Menschen und jedes Unternehmen. Aber wir müssen uns genügend Zeit nehmen, um auf die innere Stimme zu horchen, um diesen Meisterplan herauszufinden...

Der Sinn des Lebens ist nicht Haben, sondern Sein – so sein, wie Gott uns gedacht hat...

Wir leben in einer Zeit des Umbruchs und der ständigen Veränderung. In den neuzeitlichen Technologien liegen ungeahnte Möglichkeiten für die Menschheit; entscheidend wird sein, was wir daraus machen... Es liegt in unserer Hand, die unerfreulichen Verhältnisse durch Änderung unseres Denkens und Handelns im positiven Sinn umzugestalten...»

Gottfried Anliker, Luzern

Einstieg in die Arbeitswelt

Seit zwei Jahren arbeite ich in der Industrie, bei Peugeot. Es war ein schwerer Entschluss, denn an der Universität wird einem die Fabrikarbeit nicht im rosigsten Licht präsentiert. Für viele meiner Zeitgenossen ist es gar nicht leicht, sich für einen bestimmten Beruf, eine konkrete Arbeit zu entscheiden. Viele träumen von einem Beruf, der wirklich ihren Neigungen entspricht; andere suchen nach Möglichkeiten, ohne Arbeit davonzukommen, experimentieren mit alternativen Lebensformen oder setzen so lange als möglich ihre Studien fort.

Die Arbeitswelt stellte ich mir als eine Welt der Zwänge vor. Ich wollte kein Opfer solcher Zwänge werden. «Reiht man sich ein in die Gruppe der Schwachen, wird man zum Opfer; schlägt man sich auf die Seite der Starken, hat man hinterher Gewissensbisse», dachte ich. Meine Erfahrungen in dieser Arbeitswelt haben mich gelehrt, dass es bestimmt nicht so ist. Auch am Arbeitsplatz kann man sich ausdrücken, seine Überzeugungen vertreten und erleben, dass sie akzeptiert oder respektiert und sogar weitergegeben werden können. Der Arbeitsplatz ist auch eine Ausbildungsstätte, an der man sehr viel lernt, nicht zuletzt auf menschlicher Ebene im Kontakt mit den Kollegen. Auch die moralische und soziale Bedeutung der Arbeit, über die man so viel diskutiert, erkennt man erst, wenn man selbst mittendrin ist,

Den Einsatz nicht abmessen

Am meisten überraschte mich die fehlende Motivierung für die Arbeit. Obschon in unserem Betrieb und auch in andern Fabriken grosse Anstrengungen für die Weiterbildung unternommen werden, bleibt das Problem, dass der einzelne Arbeiter, sei er jung oder alt, meist nur soviel in seine Arbeit investieren will, als er herauszuholen hofft.

Auch ich musste mich gegen die Versuchung wehren, meinen Einsatz so abzumessen und nie mehr zu arbeiten als meine 38 bis 39 Wochenstunden. Gibt man dieser Versuchung nach, so verliert die Arbeit bald jeden Sinn. Was mich davon überzeugte, dass diese Arbeit für mich richtig sei, war das Gefühl, dass der Ort, an dem ich mich befinde, der



Angehende Ökonomen hinterfragen erfahrenen Personalchef

Platz ist, an dem mich Gott haben will. Das lässt sich nicht leicht erklären. Man spricht oft so leichthin von Gott. Ich bin kein Mystiker, verbringe nicht Stunden im Gebet. Aber einige Erfahrungen haben mir gezeigt, dass selbst dann, wenn ich Gott nicht treu bin, er mir die Treue hält.

Ich hoffe, meine Kollegen und viele andere werden allmählich diese ruhige Gewissheit finden, dass unsere Tätigkeit einem Ziel zustrebt, auch wenn dies in der persönlichen und kollektiven Berufsarbeit und in unserer Gesellschaft nicht offen zutage tritt. Jetzt, nach zwei Jahren, habe ich auch einige Beziehungen angeknüpft, von denen ich nicht weiss, wie sie sich entwickeln werden. Aber einige Kontakte geben mir Hoffnung, dass das Unternehmen, in dem ich arbeite, in mancher Hinsicht als Labor des gesellschaftlichen Zusammenlebens einen Dienst leisten kann.

Antoine Jaulmes, Paris

Die Gedenkfeiern zum Ende des Zweiten Weltkrieges vor 40 Jahren haben die Greuel des Krieges, aber auch die spätere erstaunliche Entwicklung auf dem Weg zur Versöhnung und Einigung zwischen mehreren, durch Generationen verfeindeten Völkern der ganzen Menschheit gegenwärtig gemacht.

Wie ein einzelner Mensch zum Werkzeug der Überwindung solch jahrhundertalter Feindschaft werden konnte, erfahren wir am vorletzten Konferenztage, als wir Einblick in die Werkstatt eines neuen Films erhalten durften:

Aus der Medienwerkstatt:



Vorschau eines Filmes über das Leben von Irène Laure

Sie, die junge Französin, ist die Tochter eines erfolgreichen Bauunternehmers. Mit ihrer Schwester genießt sie eine verwöhnte Kindheit, hat zwei Pferde, unternimmt Bergtouren in Chamonix und Umgebung. Ein Bild der beiden Schwestern mit dem Vater und einem Bergführer im Steilhang, am Seil – Montblancgletscherhänge im Hintergrund – illustriert jene Zeit.

Aber das empfindsame Kind ist viel mehr fasziniert von der armseligen Existenz der Arbeiter ihres Vaters, den unmenschlichen Behausungen; sie ist über die mangelhafte Ernährung – lediglich Zwiebeln und Brot – so entsetzt, dass sie regelmässig Schokolade und Biscuits zu stehlen beginnt und sie den Arbeitern bringt.

Mehr und mehr wird sie zum Feind des Vaters und führt mit sechzehn einen Streik gegen ihn an. Später tritt das Mädchen der jungen, angefeindeten sozialistischen Partei bei, vermählt sich mit einem französischen Seemann. Er nimmt seine junge Frau auf der Hochzeitsreise zum ersten Kongress der sozialistischen Partei Frankreichs in Tours mit. Diese erste Phase ihres Lebens prägt Irène Laure, Sekretärin der sozialistischen Frauen Frankreichs und spätere Abgeordnete in der französischen Verfassungsgebenden Versammlung. In diesen Film über ihr Wirken für den Frieden und die Einigung der Menschen konnten wir einen Blick werfen. Im Alter von sechszwanzig Jahren war die bescheidene Frau dazu bereit, dass man ihr Leben und ihren Kampf im Film und in einem Buch festhalte. Die fünfzig und mehr Jahre alten, beinahe primitiv harten Schwarzweiss-Aufnahmen in Teilen des Films prägen sich einem tief ein. Der Erste Weltkrieg bricht aus. Sie pflegt die Verwundeten, wird Krankenschwester, hat bald nach dem Krieg fünf eigene Kinder und unzählige Pfleglinge, für die sie sorgt.

Furchtlose Widerstandskämpferin

Im Zweiten Weltkrieg schliesst sie sich mit ihrem Mann dem Widerstand gegen die deutsche Besatzung an. Man fiebert mit ihr durch einige der vielen lebensgefährlichen Situationen – so wenn sie einen Schweigemarsch von 4000 Frauen organisiert und den Präfekten zwingt, die als Vergeltungsmassnahmen gesenkten Rationen für die hungernden Kinder der Stadt Marseille wieder zu erhöhen.

Nach dem Krieg erlebt man ihre hoffnungsvoll begonnene Arbeit als Abgeordnete und sieht ihre Enttäuschung über die gefährliche Zersplitterung der Partei. Herbstlich braune Blätter, die ziellos auf den dunkel-trüben Wassern der Seine abwärts treiben, geben die Stimmung wieder.

Man erlebt ihren Besuch in Caux, ihre Begegnung mit einer jungen deutschen Frau, drei Tage inneren Kampfes mit dem Hass gegen die Folterknechte ihrer Kampfgenossen und Schuldigen an den rachitisch deformierten Knochen ihrer Kinder. Buchman, der Gründer der Moralischen Aufrüstung, hatte sie, gerade als sie die Konferenz wegen der Anwesenheit von Deutschen verlassen wollte, gefragt: «Wie wollen Sie Europa ohne die Deutschen aufbauen?»

Dann erlebt man ihre Bitte um Verzeihung für ihren Hass, die Gespräche mit den anwesenden Deutschen und darauf ihre Reisen durch das zerstörte Westdeutschland. Wieder die entwaffnende Bitte um Verzeihung vor den verschiedenen Landtagen, auf Gewerkschaftsversammlungen und vor den «Trümmerfrauen» im belagerten Berlin, das sie über die Luftbrücke erreicht hat. Man fliegt mit ihr über die Ruinen, die wie dürre Hände ihre Mauerreste zum Himmel recken. Man sieht die staubbedeckten hageren Frauen und die Französin, die sie um Verzeihung bittet: «Im Hass hatte ich das Elend gewollt, das ihr erleidet. Verzeiht!»

Von Léon Blum ermutigt

Dann folgt der Sprung in die verketzerten USA, zu dem sie der Senior ihrer Partei, Léon Blum, ermuntert hatte. «Er will uns nicht beherrschen und ausbeuten», sagt sie zu ihrer Dolmetscherin nach 120 Minuten gespannt-kritischen und zutiefst misstrauischen Zuhörens beim Hearing im amerikanischen Senat mit General Marshall über seinen Plan für den Wiederaufbau Europas.

Noch immer ist sie eine Meisterin der Sprache mit eindringlichen, einfachen, manchmal beschwörenden Worten. Das Bild unterstreicht, verdeutlicht, verdichtet und dramatisiert den ruhigen Fluss der Rede. Ein ergreifendes, bewegendes Dokument.

Haben wir zuviel zu früh verraten? Wir glauben nicht, obwohl Film und Buch erst in einigen Monaten in deutscher Sprache zur Verfügung stehen werden. Die subtile Kameraführung bringt einem ihr Gesicht und die Herzlichkeit ihres Wesens, der Ton die Wärme ihrer Stimme nahe. Aufnahmen in der Natur, Blumen im Garten der Laures in La Ciotat bei Marseille untermalen die Wahrheiten in Irène Laures Berichten und die Worte des Erzählers so eindrücklich, dass der Film zur unvergesslichen Erfahrung wird. Man kann nur sagen: «Wer Ohren hat zu hören, der höre. Wer Augen hat zu sehen, der sehe, was Gott tun kann durch einen Menschen, der sich ihm ganz gibt.» Irène Laure endet mit den Worten: «Je mehr ich vorwärtsgehe, um so bestimmter weiss ich, dass Vergebung der Schlüssel zur Versöhnung in einem Volk und in einer Familie ist.»

R. Jc./K. v. O.